

# DIE WELTWOCHEN



## **Deutschland gehört zum Westen**

Die intellektuellen Irrtümer des Historikers Björn Höcke.  
*Alexander Grau*

## **Rassismus gegen Weisse**

Der Tod des britischen Studenten Henry Nowak und seine Folgen. *Francis Pike*

## **Heisser Krieg in Europa?**

Der russische Senator Alexei Puschkow über Putin, die Ukraine, Hitler, Max Frisch, Pink Floyd und die Irrationalität des Westens. *Roger Köppel*

# Geht die Silber- und Goldrallye weiter?

Marktausblick 2025: Welche Chancen- und Herausforderungen kommen auf uns zu? Für Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall, ist eines klar: Mit Silber und Gold lässt sich jedes Portfolio stabilisieren. Er erklärt, warum er immer noch attraktives Wachstumspotenzial für die Edelmetalle sieht – und wie man einfach und sicher in Silber und Gold investieren kann.



*Innovationen aus der Schweiz: das S-Deposito für Silber und das G-Deposito für Gold.*

**Herr Ullmann, die europäische Wirtschaft dürfte laut Prognosen 2025 kaum vom Fleck kommen. Wie sehen die Aussichten für Silber und Gold aus?**

Ich bin zuversichtlich, dass wir bei beiden Edelmetallen weitere Preissteigerungen sehen. Unabhängig vom Auf und Ab der Konjunktur haben sich Silber und Gold seit Jahrtausenden als Wertspeicher bewährt.

**Silber dürfte mittelfristig eine Aufholjagd starten.**

**Gold eilte im ausklingenden Jahr von einem Rekord zum nächsten. Wird die Luft nach oben dünner?**

Nein. Gold steht wie nichts anderes für Wertbeständigkeit. Die internationalen Zentralbanken wollen ihre Goldbestände wieder aufstocken. Je unsicherer die Zeiten, desto stärker legt das «Metall der Könige» zu. Das aktuelle Hoch des Goldes spiegelt vor allem die Schwäche der gängigen Währungen. Schliesslich messen wir den Goldpreis in US-Dollar. Dieser hat allein in den letzten 50 Jahren über 80 Prozent seiner Kaufkraft verloren.

**Der Silberpreis liegt immer noch weit unter seinen Höchstständen von 49 US-Dollar. Wie geht es weiter?**

Der Silberpreis wird immer stärker von der industriellen Nachfrage getrieben. 70 Prozent des weissen Metalls gehen bereits in die Industrie. Denn Silber ist als elektrischer Leiter unverzichtbar für Solarpanels, Elektroautos, Handys, Rechenzentren, KI und diverse Hightech-Anwendungen. Im Jahr 2024 übersteigt die Nachfrage nach Silber zum sechsten Mal in Folge das Angebot. Gold ist heute mehr als 80-mal teurer als Silber. Deshalb gehe ich davon aus, dass Silber mittelfristig eine Aufholjagd startet.

**Wie sollte man in Silber und Gold investieren?**

Wer ein paar Silber- und Goldmedaillen als Notgroschen auf der Seite hat, sollte mit unseren Lösungen S-Deposito und G-Deposito langfristig Werte aufbauen.

**Was ist das S-Deposito?**

Das S-Deposito ermöglicht einen flexiblen Zugang zu Silber: Sie erwerben reines Silbergranulat, den Grundrohstoff für alle

Silberanwendungen. Dieses lagern wir voll versichert in einem Schweizer Zollfreilager. Anlegerinnen und Anleger können täglich Ein- und Auszahlungen vornehmen – und Tauschgeschäfte tätigen. Alles funktioniert einfach und ausserhalb des Bankensystems.

**Und das G-Deposito?**

Diese Lösung verbindet die Eigenschaften von Gold mit jenen eines Depots – nach den Prinzipien des S-Deposito.



**Werner J. Ullmann ist Ökonom und CEO von BB Wertmetall.**

**Engagiert für stabile Werte**

*Die BB Wertmetall stellt Privatpersonen, Familien und Firmen innovative Produkte aus Silber und Gold bereit, um wahre Werte aufzubauen und zu erhalten. Ihr Sitz befindet sich in Lenzburg.*

## Das Auge des Nachbarn

Tallinn

In den vergangenen Monaten habe ich oft mit Russen gesprochen. Ich habe versucht, jene Perspektiven zu ergründen, die in unserem westlichen Einheitsjournalismus allzu oft wegzensiert, niedergebrüllt oder moralisch verdammt werden. Man hat mich deshalb gelegentlich als einen «Putin-Versteher» oder «nützlichen Idioten» Russlands bezeichnet, als jemanden, der dem Kreml etwas zu genau zuhört. Ich trage diesen Titel mit einer gewissen Gelassenheit, würde mich selber eher als eine Art Pflichtverteidiger der Verfemten und Verdammten bezeichnen, denn die erste Pflicht des Journalismus bleibt es, zu verstehen, was ist – und nicht, was sein sollte. Wer Frieden will, muss die Motive aller Seiten kennen, auch die der angeblich oder tatsächlich «Bösen».

Zum echten Verstehen gehört allerdings auch die Bereitschaft, sich dem Denken derer auszusetzen, die im unmittelbaren Schatten des Riesen leben. Ich habe mir in den vergangenen Tagen die Zeit genommen, ein bemerkenswertes Dokument intensiv zu studieren: den brandneuen Sicherheitsbericht des estnischen Auslandsgeheimdienstes (Välisluureamet) für das Jahr 2026.

Wer ein hysterisches, von nackter Panik getriebenes Papier erwartet hat, wird enttäuscht. Das Dokument – gezeichnet von Geheimdienstchef Kaupo Rosin – besticht durch einen fast schon unterkühlten, analytischen Realismus. Und es zwingt uns, die wir aus der sicheren, alpinen Distanz der Schweiz oder den fernen Hauptstädten Westeuropas argumentieren, zu einem tiefen Innehalten.

Die erste Nachricht des Berichts ist eine Entwarnung, die den aktuellen Alarmismus mancher Nato-Generäle angenehm kontrastiert: Die Esten halten fest, dass Russland im Jahr 2026 – und aller Voraussicht nach auch 2027 – keinen militärischen Angriff auf Estland oder einen anderen Nato-Staat plant. Warum? Weil die Abschreckung funktioniert. Tallinn stellt nüchtern fest, dass die europäische und baltische Verteidigungsbereitschaft den Kreml zu einer sehr präzisen Kosten-Nutzen-Rechnung zwingt. Russland greift nicht an, wenn

das Risiko des eigenen Untergangs zu hoch ist. Das ist die Logik der Realpolitik.

Doch hinter dieser beruhigenden Feststellung verbirgt sich die eigentliche, fundamentale Erkenntnis des estnischen Berichts. Es ist der Blick auf eine zutiefst veränderte russische Realität, die wir im Westen oft missverstehen. Während wir hier über ein baldiges Ende des Konflikts spekulieren, beschreibt der Välisluureamet ein Russland, das sich auf einen «langen Krieg» eingerichtet hat. Die russische Wirtschaft wird nicht kollabieren; sie hat sich vielmehr im Kern industrialisiert und auf die Kriegsproduktion

*Wir müssen das Gespräch mit Moskau suchen, wir müssen die Isolation Russlands durchbrechen.*

umgestellt – zu horrenden Kosten für den zivilen Sektor, aber mit einer erschreckenden Effizienz. Milliardeninvestitionen fließen in die Rüstung, Millionen von Artilleriegeschossen werden produziert, und die russischen Streitkräfte strukturieren sich im Rekordtempo um: hin zu einer massiven, flächendeckenden Automatisierung durch Drohneneinheiten zu Lande, zu Wasser und in der Luft.

Besonders hellhörig macht die estnische Analyse der jüngsten russischen Avancen in Richtung Friedensgespräche. Wo westliche Optimisten den Beginn einer diplomatischen Entspannung sehen, erkennen die Esten ein taktisches Instrument. Moskau, so die Analyse, nutze die Sprache des Friedens primär als strategisches Manöver, um Zeit zu kaufen, die westliche Koalition zu spalten und die USA in ein Abkommen zu drängen, das die Niederlage der Ukraine besiegelt. Zeit ist in diesem Kalkül eine Ressource, um die heimische Industrie weiter hochzufahren und imperiale Ambitionen für die Zukunft abzusichern.

Man kann diese Analyse als die voreingenommene Sichtweise eines konfrontativen Kleinstaates abtun. Doch das wäre hochmütig und falsch. Für mich, der ich in den Gesprächen mit Russen deren legitimes Bedürfnis nach Sicherheitsgarantien und die historische Kränkung durch die Nato-Osterweiterung nachvoll-

ziehen konnte, öffnet dieser estnische Bericht die Tür zu einem anderen, ebenso legitimen Denken.

Die Esten blicken nicht durch die Brille akademischer Theorien auf Russland. Ihr Denken ist geschmiedet im Feuer des 20. Jahrhunderts, geprägt durch die traumatische Erfahrung von sowjetischer Besatzung, Deportationen und dem fast vollständigen Verlust der eigenen Identität. Wenn man wie Estland eine Grenze zu einem remilitarisierten Riesenreich besitzt, ist Geografie Schicksal. Für die Menschen in Tallinn ist die russische Expansion keine geopolitische Fussnote, sondern eine existenzielle Bedrohung, die historisch jederzeit wieder real werden kann.

Dieses Denken verdient unseren uneingeschränkten Respekt. Es ist kein Ausdruck von irrationaler Russophobie, sondern das Überlebensprogramm eines Kleinstaates, einer Nation, die weiss, wie schnell Freiheit im Mahlwerk der Grossmächte zerrieben werden kann.

Was lernen wir daraus für die Weltwoche-Leser? Die Welt ist komplexer, als es die Schablonen von «Gut gegen Böse» vermuten lassen. Es gibt die russische Perspektive einer Grossmacht, die ihren Platz in einer multipolaren Weltordnung beansprucht und sich umzingelt sieht. Und es gibt die estnische Perspektive eines hochentwickelten, freien Kleinstaates, der die Absichten seines Nachbarn mit der Präzision eines Seismografen misst, weil jeder Fehler tödlich sein könnte.

Ein reifer, konservativer Realismus darf keine dieser Wahrheiten ausblenden. Wir müssen das Gespräch mit Moskau suchen, wir müssen die Isolation Russlands durchbrechen – aber wir dürfen dies niemals tun, indem wir die berechtigten, historisch tiefverwurzelten Existenzängste unserer osteuropäischen Nachbarn ignorieren oder herablassend belächeln.

Der estnische Geheimdienstbericht 2026 ist ein Lehrstück in Sachen Nüchternheit. Er zeigt uns: Man kann den Gegner studieren, ohne in Panik zu verfallen; man kann seine Stärke anerkennen, ohne vor ihm zu kapitulieren. Dieses «andere Denken» der Esten bereichert unseren Blick auf die Tragödie unserer Epoche. Es mahnt uns zu einer Politik, die das Mögliche sucht, ohne das Wirkliche zu vergessen. R. K.

## Kuba-Kenner Jon Lee Anderson zerzaust Donald Trumps Grossmachtallüren, Christophe Büchi über Genfs einzigartige Anziehungskraft

Kuba war lange stolzes Symbol des Anti-imperialismus. Jetzt steht das Land vor dem Kollaps. «Ich glaube, ich kann damit machen, was ich will», sagte Donald Trump unlängst. Der amerikanische Präsident sieht in Kuba eine überreife Frucht, die ihm demnächst in den Schoss fallen wird. Kuba-Kenner Jon Lee Anderson warnt vor Grossmachtallüren. «Wie im Irak könnte es passieren, dass aus dem Untergrund ein verdeckter Aufstand geführt wird.» Im Interview mit Urs Gehrig erörtert der Starreporter des *New Yorker* und Che-Guevara-Biograf, warum eine US-Intervention zu einer chaotischen Mission werden könnte. **Seite 26**

Das Gipfeltreffen der G-7-Staaten, das vom 15. bis 17. Juni im französischen Kurort Evian am südlichen Genferseeufer stattfindet, könnte für die Westschweiz und für Genf zum Alptraum werden. Die Sicherheitsvorkehrungen sind gewaltig, der Verkehr ist eingeschränkt, die Gegendemonstrationen in Genf drohen wie 2003 in Vandalismus auszuarten. Das Kantonsparlament hat vorsorglich sechs Millionen Franken gesprochen, um Geschädigten zu helfen: Genf riskiert, für seinen internationalen Ruhm einen hohen Preis zu zahlen. Christophe Büchi, langjähriger Westschweiz-Korrespondent der NZZ und der *Weltwoche*, erklärt Genfs einzigartige Anziehungskraft, die auf die Reformation zurückgeht. **Seite 34**

*Ihre Weltwoche*



*Kuba, eine überreife Frucht?*

---

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

**Digital:** [www.weltwoche.de](http://www.weltwoche.de), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.de/abo](http://www.weltwoche.de/abo)

**Anzeigenverkauf:** [weltwoche.ch/werbung](http://weltwoche.ch/werbung), Tel. 043 444 57 02, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch).

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



NomadIn: Nastassja Kinski. Seite 17



Zwischen Reformation und Reichtum: Genf. Seite 18

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Berlin Bundestag  
Deutschlands Konservative lieben rote Fahnen
- 7 Matthias Matussek  
Liebe Aufständische von Belfast
- 8 Deutschland gehört zum Westen  
Die intellektuellen Irrtümer des Historikers Björn Höcke
- 10 Die Bibel Der Tod und die Sünde
- 10 Personenkontrolle
- 11 Kurt W. Zimmermann  
Der Kanzler der Wehleidigkeit
- 12 «Verstoss gegen den Rechtsstaat»  
Ungarns Präsident Tamás Sulyok im Weltwoche-Gespräch
- 16 Fussball-WM  
Retro-Traum in Schwarz, Rot, Gold

- 16 Aussenpolitisches Telegramm  
Flamingo-Aufstand in Albanien
- 17 Nastassja Kinski  
Licht wie eine Wiese
- 18 Genf Freuden und Leiden  
einer erfolgsverwöhnten Stadt
- 22 Rassismus gegen Weisse  
Der Fall Henry Nowak
- 24 Kuba steht kurz vor dem Kollaps  
Jon Lee Anderson über die Situation
- 27 Anabel Schunke  
Heilige Kuh Migrant
- 28 Alexei Puschkow  
«Europa steht am Rande eines heissen Kriegs»
- 35 Weisheit des Herzens  
Die letzte Guillotine
- 36 Tamara Wernli  
Die Wikinger kommen
- 50 Leserbrief

## LITERATUR UND KUNST

- 37 Ikone der Woche
- 38 Apokalypse der «Antifaschisten»  
Protest gegen Medienmogul Bolloré
- 40 Bücher der Woche
- 44 Punta Marinas Pfauen  
Posse im italienischen Küstenort
- 46 Kulturereignisse der Woche
- 47 Jazz Timo Vollbrecht

## LEBEN HEUTE

- 48 Wunderbare Welt
- 48 Unten durch
- 49 Sex

# Deutschlands Konservative lieben rote Fahnen

Gegen die SPD will CDU-Kanzler Friedrich Merz nichts durchsetzen.

**D**rei Stunden lang sass Kanzler Friedrich Merz am Mittwoch mit Gewerkschaftsführern und Arbeitgebervertretern bei einem Reformgipfel zusammen. Es ging um die Zukunft der defizitären Sozialsysteme, um die Frage, ob die Deutschen mehr arbeiten sollten oder sogar müssten – kurzum, es standen die Fragen auf der Agenda, die Deutschlands Funktionselite seit Jahren vor sich herschiebt wie der Pillendreherkäfer seine Dungkugeln.

Irgendwelche Resultate förderte die Gesprächsrunde nicht zutage. Die ARD fasste die Veranstaltung mit der schönen Formulierung zusammen: «Auch ohne konkrete Ergebnisse gibt sich der Bundeskanzler zufrieden.» In seiner Regierungserklärung am nächsten Tag trug er die merkwürdigen und gleichzeitig typischen Sätze vor: «Es ist das Land, das entscheidet. Es ist das Land, das mit sich ringt.» Nun entscheidet bekanntlich kein Land irgendetwas, sondern das Gremium, dem er vorsitzt, die Regierung – und anschliessend das Parlament. Dort muss beziehungsweise müsste man sich durchringen. Dass es bei der Behandlung längst erkannter und bis in alle Einzelheiten durchanalysierter Probleme anders läuft, liegt an Deutschlands mächtigen Konservativen.

## «Absolute No-Gos»

Wo, so dürften jetzt viele fragen, finden die sich in Deutschland? Und auch noch mit Macht ausgestattet? Es kommt auf die Definition an. Konservative des klassischen Zuschnitts wollen das Bewährte erhalten. Zu diesem Zweck stehen sie Änderungen offen gegenüber – so wie ein Hauseigentümer, der seine Immobilie modernisiert und Brüchiges ersetzt, der aber nie eine tragende Wand herausreissen würde. Diese Sorte findet sich in der Berliner Politik tatsächlich nur noch extrem selten und vor allem weit entfernt von den Schaltstellen. Es gibt aber noch einen zweiten Typus: Konservative, die jede Änderung in ihrem Machtbereich aus Prinzip bekämpfen.



«Es ist das Land, das mit sich ringt»: Merz.

Und diese Variante verfügt in der Bundesrepublik über einen gewaltigen Einfluss.

Schon vor dem Reformstuhlkreis erklärte der Chef der Dienstleistungsgewerkschaft Verdi, Frank Werneke, die von Merz genannten Stichpunkte zum «Reformpaket des Horrors» und legte fest, was aus seiner Sicht alles nicht in Frage kommt: «Absolute No-Gos sind eine Erhöhung des Renteneintrittsalters, eine Absenkung des Rentenniveaus und eine Verlängerung der täglichen Höchstarbeitszeit allein per Direktionsrecht der Arbeitgeber.» Im Gleichklang verkündet DGB-Chefin Yasmin Fahimi zu der Überlegung, die Arbeitszeit flexibler zu gestalten: «Da gibt es nichts zu bereden.» Dabei stehen überhaupt keine radikalen Einschnitte auf der Tagesordnung: Bei der Arbeitszeit geht es lediglich darum, das Volumen innerhalb der Woche anders zu verteilen. Das wünschen sich nicht nur Unternehmen, sondern auch etliche Beschäftigte. Aber nicht die Gewerkschafts-

funktionäre: Sie drohen mit landesweiten Kundgebungen, sollte die Regierung den starren Achtstundentag antasten.

Aus dem, was Gewerkschaftsführer im Zusammenspiel mit dem linken Flügel der SPD unter Sozialministerin Bärbel Bas für unverhandelbar erklären, liesse sich mit positivem Vorzeichen mühelos die Liste der unausweichlichen Veränderungen zusammenstellen, wenn sich der Niedergang des Landes nicht noch beschleunigen soll. Anders gewendet: Der strukturkonservative Block erklärt von vornherein jeden Therapieansatz für ausgeschlossen, der zur Besserung führen könnte.

## Sie opfern das ganze Haus

Jeder Beobachter mit ökonomischem Grundverständnis weiss, dass an einer Erhöhung des Renteneintrittsalters und einer Absenkung des Rentenniveaus nichts vorbeiführt. Schon jetzt braucht das Rentensystem einen Staatszuschuss von 130 Milliarden Euro im Jahr. Trotzdem soll sich nach dem Willen der Be-

harrungskräfte dort nicht ein Jota ändern. Und möglichst auch nichts beim Bürgergeld, das mittlerweile ein Zehntel des Bundeshaushalts verschlingt. Als kürzlich ein Mitarbeiter des Jobcenters Bremen im Fernsehen den massenhaften Missbrauch des Bürgergeldes detailliert beschrieb, reagierte die linke Sozialsenatorin des Stadtstaats sofort: Sie liess den Mann feuern.

Stattdessen bieten die Konservativen mit Vorliebe für glühendrote Fahnen immer wieder das gleiche Rezept an: mehr Abgaben, höhere Steuern, denn «starke Schultern müssen mehr tragen». Dabei zahlen schon jetzt die oberen 10 Prozent der Einkommensskala gut die Hälfte der gesamten Einkommenssteuer.

Strukturkonservative, um im Bild zu bleiben, opfern notfalls das ganze Haus, weil sie sogar morsche Teile für unantastbar erklären. Wie es aussieht, bestimmen sie auch dieses Mal den Kurs: Gegen die SPD will Merz erklärermassen kein politisches Vorhaben durchsetzen.

# Liebe Aufständische von Belfast

**E**ure Empörung ist berechtigt. Dass ein illegaler Sudanese versuchte, einem Sozialhilfeempfänger auf offener Strasse den Kopf abzuschneiden – offenbar ein ritueller Akt, eine Trophäenjagd, ein Einbruch archaischer Wildnis –, war ein Mordversuch zu viel. Nebenbei: In den «Tagesthemen» war verharmlosend von «vermutlich schweren Verletzungen durch den vermutlichen Täter» die Rede.

Es war ein Kipppunkt, weitere werden folgen. In Frankreich tobte der immigrantische Mob anlässlich des Champions-League-Finals, plünderte und brandschatzte. Messermorde auch bei uns, im letzten Monat der an der vierzehnjährigen Jermaine in Memmingen durch einen illegalen Palästinenser.

Allerdings, Aufständische, sind Brände und Plünderungen und Angriffe auf Migranten nicht das geeignete Mittel.

Wie wäre es mit gezielten Protesten gegen die für die zahllosen Morde verantwortlichen



*Eure Wut wird geteilt, aber das ist nicht das geeignete Mittel: Belfast, 9. Juni.*

Politiker? Gegen den enthobenen Apparatschik Keir Starmer, der die Gefängnisse mit Kritikern vollräumt? Oder, um den Kreis für die Zukunft zu erweitern, gegen Merz und von der Leyen und alle weiteren, die mit ihrer dummen, ja bössartigen Immigrationspolitik Blut an den Händen haben?

Der Polizeichef sprach von hartem Durchgreifen und von Rechtsradikalen. Aber bei Hamas-Demonstranten, die die weisse Aufnahme-gesellschaft hassen und bei jeder Gelegenheit den Scharia-Staat propagieren, werden die Augen zuge-drückt, sowohl auf der Insel wie bei uns. Grossbritannien mit seinen muslimischen Bürgermeistern in jeder Grossstadt hat sich bereits dem Ansturm ergeben, gegen steigende Protestwellen. Frankreich steht auf der Kippe, in Deutschland wird die Nationalfahne verboten. Ihr Aufständischen zeigt der Politik, wie der Zorn lodern kann, wenn das Fremde auf Kosten des Eigenen umarmt wird.

In der ARD werden Deutsche mittlerweile als «Nicht-Migranten» bezeichnet. Eure Wut, Aufständische, wird geteilt. Ich sehe Bürgerkriege in der Zukunft. Und bin gespannt, wie eine nicht-migrantische Hymne bei der WM klingt.

*Mit freundlichen Grüssen  
Matthias Matussek*

## BARTAK



---

# Deutschland gehört zum Westen

Die intellektuellen Irrtümer des Historikers Björn Höcke.

Alexander Grau

Die Westdeutschen seien Deutsch sprechende Amerikaner, die wahren Deutschen lebten im Osten, und Deutschland gehöre nicht zur westlichen Zivilisation – so der umstrittene AfD-Politiker Björn Höcke in einem inzwischen Wellen schlagenden Video-Interview mit *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel. Die Aussagen irritieren, um es vorsichtig auszudrücken. Denn schon ein flüchtiger Blick auf die Landkarte zeigt, dass Deutschland ein westlich gelegenes Land ist. Auch kulturell ist Deutschland nicht nur Teil des Westens, sondern hat ihn ganz wesentlich geprägt und mitgestaltet. Selbst im östlich gelegenen Preussen hat man jahrhundertlang kulturell nach Frankreich und England geblickt – nicht Richtung Osten. Und der karge Lebensstil der calvinistischen Hohenzollern war den Niederländern abgeschaut. Mit byzantinischem Pomp hatte das wenig zu tun.

Das weiss vermutlich auch der frühere Geschichtslehrer Höcke. Es stellt sich also die Frage, was der AfD-Politiker uns mit seiner Aussage, Deutschland sei nicht Westen, mitteilen will. Was für ein Weltbild steht dahinter? Und was sagt uns das über jene Teile der AfD, die Höcke zu ihrem Vordenker auserkoren haben?

## Linkes Narrativ von der Andersartigkeit

Nun sind Aversionen gegen alles Westliche nicht neu. Sie sind aus der Geschichte des Konservatismus nur allzu bekannt. Auch der Thomas Mann der «Betrachtungen eines Unpolitischen» hat bekanntlich die vermeintlich tiefgründige deutsche Kultur gegen die oberflächliche Zivilisation des Westens ausgespielt. Thomas Mann waren diese Zeilen Jahrzehnte später zu Recht peinlich. Denn allein die Idee, Autoren wie Shakespeare, Shelley oder Dickens, Racine, Flaubert oder Stendhal entbehrten jeder wahren Kunst und seien nur Zivilisation, ist lächerlich.

Schlicht falsch ist aber vor allem die dahinterstehende These, dass Deutschland nicht Teil des Westens ist, sondern sich in Kultur, Mentalität und Charakter signifikant von den Gesellschaften des Westens unterscheidet. Beliebt war diese These allerdings nicht nur bei Thomas Mann und anderen konservativen Intellektuel-

len des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. Auch linke Theoretiker sahen, wie schon Karl Marx und Friedrich Engels, Deutschland als ein Land, das eine andere Entwicklung als die westlichen Nationen genommen hatte. In-

## Die These von der kulturellen Nichtzugehörigkeit Deutschlands zum Westen ist schlicht falsch.

dikator dafür war aus linker Sicht allerdings weniger seine einzigartige Kultur, als schlicht seine Rückständigkeit.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dieses linke Narrativ von der Andersartigkeit deutscher Geschichte in verschärfter Form weiter erzählt. Unter dem Eindruck der NS-Diktatur erschien Deutschland nicht nur als rückständig, sondern als pervertierter Irrläufer. Es entstand die These vom deutschen Sonderweg, der das Land zwischen Nordsee und Alpen ab einem gewissen Zeitpunkt von der gesunden Normalentwicklung anderer europäischer Staaten loslöste und schnurstracks in den Abgrund der Geschichte führte. Wo dieser Zeitpunkt genau zu verorten war, wurde kontrovers diskutiert. Die einen plädierten für Luther, andere für die Romantik, wieder andere für Bismarck. Doch so oder so: Die Sonderwegsthese beherrschte die historischen Debatten der Nachkriegszeit.

Ihre letzte prominente Ausformung hatte sie im Werk des Historikers Heinrich August Winkler, der in seinem monumentalen «Der lange Weg nach Westen» Deutschland ab etwa 1840 einen gesellschaftspolitischen Irrweg attestiert, der in der Katastrophe des NS-Regimes mündete und erst nach dem Zweiten Weltkrieg und mit der Wiedervereinigung nachgeholt und abgeschlossen sei.

Wenn Höcke nun die Sonderwegshypothese unter anderen Vorzeichen für sich in Anspruch nimmt, knüpft er also nicht nur an konservatives Denken des frühen 20. Jahrhunderts an, sondern übernimmt zugleich Denkschema der politischen Linken. Allerdings erweitert Höcke die alte These von der Nichtzugehörigkeit Deutschlands

zum Westen ins Kontinentale. Denn auch Europa als Ganzes, so Höcke, sei vom Kern her nicht Westen, sondern habe erst nach dem Zweiten Weltkrieg eine westliche Prägung angenommen.

Diese Deutung immerhin ist neu – und einigermassen verblüffend. Offensichtlich arbeitet Höcke mit zwei Begriffen des Westens, die er rhetorisch nach Belieben überblendet – was die Sache nicht einfacher macht: Da ist zum einen die essenzialistische These, nach der Deutschland seinem Wesen nicht zum Westen gehört, weshalb es als Mittler zwischen West und Ost dienen könne. Und zugleich argumentiert Höcke mit einer genetischen These, wonach es einen guten und einen schlechten Westen gebe. Letzterer sei ab den 1960er Jahren entstanden und sei Europa im Kern fremd.

## Reformation als europäisches Ereignis

Die erste These von der kulturellen Nichtzugehörigkeit Deutschlands zum Westen ist – machen wir es kurz – schlicht falsch. In der Antike gehörte das heutige Gebiet Deutschlands zu einem keltisch-germanischen Kulturraum, der sich von Spanien bis Ungarn erstreckte und durch die römische Expansion mit dem griechisch-römischen Kulturraum verbunden wurde. Im Zuge der Völkerwanderung zogen dann die später Goten genannten Völkerschaften vom Nordosten Europas nach Süden und besiedelten den Balkan ebenso wie Spanien und Nordafrika. Später schufen die Franken ein frühmittelalterliches Reich, das von Nordspanien über das heutige Frankreich, Norditalien, die Beneluxstaaten bis Kärnten, Bayern, Thüringen und Niedersachsen reichte. Auch die höfische Kultur des Mittelalters zeigt, dass das Gebiet des heutigen Deutschlands integraler Teil eines nunmehr französisch-englisch-deutschen Kulturraums war, wie etwa die Sagenwelt aus dem Umfeld um Parzival, Lancelot oder die Tafelrunde zeigt. Selbst die Reformation war kein deutsches, sondern ein europäisches Ereignis, das nicht nur in den später protestantisch geprägten Gebieten Europas wirkte, sondern bis weit nach Italien und Frankreich hinein. Vom intensiven inner-europäischen Austausch von Handwerkern, Bau-



*Apotheose von Emanzipation, Freiheit, Autonomie: AfD-Politiker Höcke.*

meistern, Musikern und Künstlern, der sich in der Neuzeit noch intensiviert und einen deutschen Sonderweg nicht im Ansatz erkennen lässt, ganz zu schweigen.

Die Idee vom Sonderweg der deutschen Kultur ist eine Konstruktion des frühen 19. Jahrhunderts. Ihre Erfinderin ist Madame de Staël. Die Genfer Salonnière bereiste in den Jahren 1803/04 und 1807/08 Deutschland und verfasste daraufhin ihr berühmtestes Werk: «De l'Allemagne». Darin versammelte sie so ziemlich alle Klischees über Deutschland und die Deutschen, die sich danach in den Köpfen unserer europäischen Nachbarn festsetzen sollten – und an die Höcke heute noch glaubt. Demnach ist der Deutsche vielleicht etwas provinziell, ungelenkt und eigenbrötlerisch. Zugleich jedoch musikalisch, innerlich, philosophisch, spekulativ und ernsthaft – auf jeden Fall aber irgendwie anders als etwa der Franzose.

Dass diese Völkerpsychologie auf Küchen-niveau ihrerseits kulturbildend war und die Vorstellungen von Deutschland nachhaltig beeinflusst hat, gehört zu den Treppenwitzen der Geschichte. Noch komischer ist es allerdings, dass ausgerechnet vermeintliche Patrioten sich diesen Unfug zu eigen machen. Dabei soll nicht geleugnet werden, dass es innerhalb Europas Mentalitätsunterschiede gibt. Daraus aber kulturelle Identitäten oder gar Volkscharaktere abzuleiten, die Ursache einer Sonderentwicklung sind, widerspricht der eng verflochtenen Kultur-entwicklung des Westens, die durch das antike Rom, Katholizismus, Protestantismus, Aufklärung und Demokratisierung geprägt ist – und sich signifikant vom byzantinischen, orthodoxen und autoritären Osten unterscheidet.

Vielleicht auch deshalb verwendet Höcke jedoch noch einen zweiten, kulturhistorischen Begriff vom Westen. Demnach gibt es einen guten, alten und einen verkommenen, postmodernen Westen. Die Geschichte des guten Westens reicht von der Antike über das Mittelalter und die Renaissance bis hin zur Industrialisierung. Dieser alte Westen und sein traditioneller Liberalismus seien, so Höcke, mit dem Ende der Mo-

*In Höckes Sicht gibt es einen guten, alten und einen verkommenen, postmodernen Westen.*

derne untergegangen. Nun herrsche der neue Westen mit seinen kulturellen Verirrungen wie Genderideologie und Multikulturalismus, ein Westen der Dekadenz. Und dieser Westen sei weder deutsch noch europäisch.

Hier ist Höcke offensichtlich an seinem eigentlichen Punkt: einem tief ausgeprägten Ressentiment gegen die gesellschaftlichen Entwicklungen des Westens seit den sechziger Jahren, denen er das Etikett «postmodern» anheftet. Als Gegenentwurf gilt ihm in alter konservativer Tradition die deutsche Kultur, die solchen Dekadenzerscheinungen des Westens entgegenstehe. Da diese sehr nach Butzenscheiben und Fachwerk müffelnde These anscheinend selbst Höcke für politisch problematisch hält, ergänzt er sie sicherheitshalber um die Idee, Europa als Ganzes habe sich nach dem Zweiten Weltkrieg von sich selbst entfremdet.

Ohne hier die kulturellen, künstlerischen und alltagsideologischen Entwicklungen der letzten sieben Jahre nachzuzeichnen, sollte klar sein,

dass die von Höcke als dekadent empfundenen Erscheinungen des aktuellen Zeitgeists keineswegs Diskontinuitäten zur abendländischen Kulturgeschichte darstellen, sondern in deren unmittelbarer Tradition stehen. Vereinfacht gesagt: Mit der Synthese vom griechischen Glauben an die menschliche Ratio mit römischem Pragmatismus und der christlichen Vorstellung von der Einzigartigkeit des Individuums vor Gott begann jener Prozess, der in der Apotheose von Emanzipation, Freiheit, Autonomie mündete und den Geist des Westens so nachhaltig prägte.

#### Warum man nach Osten schießt

Der Hegel-Leser Höcke sollte wissen, dass es zu diesem «Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit» keine Alternative gab. Dennoch ist es legitim, dass einem diese Entwicklung nicht gefällt. Sie als undeutsch oder uneuropäisch darzustellen, ist jedoch intellektuelles Schindluder. Wenn man diese Entwicklung zu mehr Individualismus und Autonomie kritisieren möchte, sollte man ehrlich sein und sich von der westeuropäischen und deutschen Kultur insgesamt distanzieren. Das ist nicht besonders patriotisch, aber vermutlich der Grund dafür, dass man im Umfeld Höckes so gerne nach Osten schießt: Hier wittert man – nicht zu Unrecht – eine von Westeuropa grundlegend abweichende Entwicklung. Wer dieser byzantinisch geprägten Kultur naheifern möchte, sollte allerdings so ehrlich sein und das eigene Denken nicht als deutsch oder gar europäisch verkaufen.

Das Video-Interview mit Björn Höcke finden Sie auf [Weltwoche.de](http://Weltwoche.de)



## Die Bibel

### Der Tod und die Sünde

Wer zu seinem Bruder sagt: «Du Trottel», der sei dem Hohen Rat übergeben. Und wer sagt: «Du Narr», der sei der Feuerhölle übergeben (Matthäus 5, 22). – Dass ein Mörder vor Gericht muss, ist normal. Dass aber jemand wegen Beschimpfungen verurteilt oder gar in die Feuerhölle geworfen wird, scheint übertrieben. Die Aussage Jesu weist auf den Zusammenhang zwischen Sünde und Tod hin. Die Sünde ist das Böse, das das Leben bedroht. Das zeigt sich schrecklich in seinen Auswüchsen, etwa in der drohenden Atomkatastrophe. Sie ist möglich, wenn ein paar Menschen ihr Leben und ihre Macht ausdehnen und zu diesem Zweck anderes Leben auslöschen wollen. Solche Überhebungen wurzeln jedoch in der unauffälligen Sünde des Alltags, die von jedem von uns ausgeht. Sie beginnt in der Biologie: Ich kann nur überleben, indem ich anderes Leben töte und mir einverleibe. Das ist unvermeidlich, zeigt jedoch die Herrschaft des Todes über das Leben.

Analog zur Biologie erfolgt auch die Formung des Selbstbewusstseins durch die Verletzung anderen Lebens beziehungsweise durch die Herabsetzung anderer Menschen. Der sportliche Wettkampf bildet das ab: Wenn einer siegt, muss der andere unterliegen. «Sportlich verlieren» heisst deshalb, keinerlei Rachegefühle zu entwickeln. Heikel ist es abseits vom Sport. Jeder möchte sich gut und gerecht fühlen, und das kann er am besten, wenn er andere herabsetzt. Es beginnt mit der heimlichen Verachtung, geht weiter mit Beschimpfungen und mündet oft in eine Herdenbildung und Dialogverweigerung. Die Sünde ist also nicht ohne weiteres als das Böse erkennbar. Sie verkleidet sich als gelingendes, oft als moralisches Leben. Deshalb übersehen wir sie oft. Im Raub am Leben anderer zeigt sie sich. Friedensförderung beginnt daher mit der aufmerksamen Selbstbeobachtung: Wen verachte ich, und wozu?

Peter Ruch

## PERSONENKONTROLLE

### Macron, Trump, Söder, Depp, Musk, Leo, Frerichs, Jagger, Meghan, Choupette, Lagerfeld

**Emmanuel Macron**, gallischer Gockel, entdeckt seinen inneren Monarchen. Für den Besuch von **Donald Trump** bereitet Frankreichs Staatschef ein prunkvolles *diner à deux* vor – im Schloss des Sonnenkönigs in Versailles. Anders als die Briten kann er leider keinen echten König bieten.

**Markus Söder**, Bayern-Bazi, entdeckt seinen inneren Sozi. Bei einem Ausflug mit konservativen Sozialdemokraten gestand der Bayern-Premier eine Nähe seiner CSU zur SPD: «Wir bei der CSU gelten in der CDU immer ein bisschen als verdächtig, weil wir das S im Namen führen, fast ein bisschen sozialdemokratisch zu sein.» Netter Versuch.

**Donald Trump**, Feldherr, entdeckt seinen inneren **Käpt'n Sparrow**. Stolz berichtete der Präsident, wie US-Truppen einen iranischen Tanker kaperten und die Ladung stahlen. «Das ist ein sehr profitables Geschäft. Wir sind wie Piraten.» Nimm das, **Johnny Depp**.

**Elon Musk**, Raumfahrer, strebt nach neuen astronomischen Höhen. Durch den Börsengang seines Unternehmens SpaceX kann der Unternehmer zum ersten Billionär der Geschichte werden. Damit ist er reicher als 170 Länder der Welt. Würde er jede Stunde eine Million ausgeben, bräuchte er hundert Jahre, bis die Billion weg ist.

**Leo XIV.**, Brückenbauer, hat sein Paypal-Guthaben zurück. Der Finanzminister des US-Bundesstaats Illinois, **Michael Frerichs**, brachte dem Papst die 8,65 Dollar. Sie stammen aus der Zeit vor seiner Papstwahl. Danach hatte Leo versucht, telefonisch seine Daten zu ändern. Die Dame am anderen Ende der Leitung bat ihn, persönlich vorbeizukommen. Als er ihr sagte, dass er der Papst sei, legte sie entnervt auf.

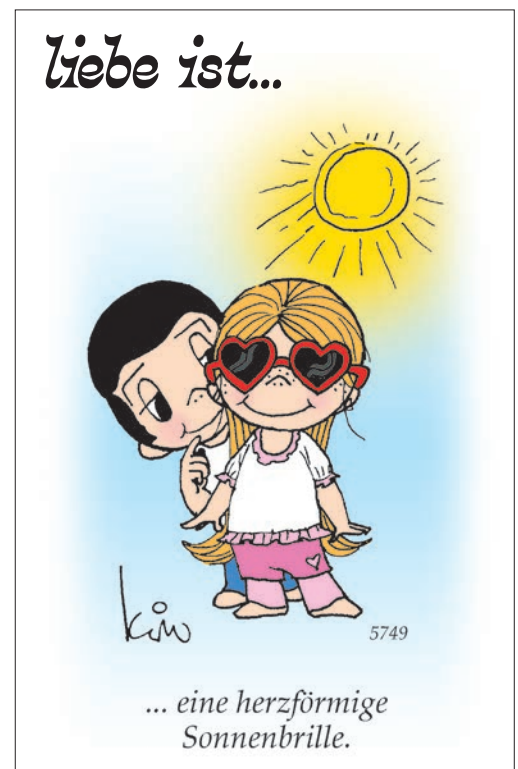
**Mick Jagger**, Rock-Röhre, war zur Abwechslung mal zu laut. Carabinieri stürmten eine Party des Stones-Sängers auf Stromboli und baten darum, die Musik auszuschalten. Der Grund: Auf der Insel ist Musik am Mittwoch verboten. Strom-

bolis Tourismusbehörde rügte das Vorgehen der Polizei als «Strafaktion».

**Meghan**, royaler Soap-Star, hat sich bitter über ihre Popularität beklagt. Zehn Jahre lang sei sie die «meistgemobbte Person der Welt» im Netz gewesen, seufzte die **Herzogin von Sussex**. Die Tech-Industrie basiere «komplett auf Grausamkeit». Hm, wäre es ihr lieber, man schriebe gar nicht mehr über sie?

**Choupette**, Teppichpanther, geht leer aus. Die weisse Birma-Katze erhält nichts von dem Millionenerbe, das ihr **Karl Lagerfeld** hinterlassen hat. Dies entschied ein Gericht. Doch die Mieze muss nicht darben. Lagerfeld richtete für sie ein Konto für ihren Unterhalt ein. Die 1,4 Millionen Euro dürften noch eine Weile reichen.

Aufgezeichnet von Wolfgang Koydl



# Der Kanzler der Wehleidigkeit

Wann verachten Journalisten die Politiker? Wenn sie Heulsusen sind. Kanzler Merz ist so eine.



Als Politiker hat man in den Medien eine hohe Toleranzschwelle. Politiker dürfen poltern, schimpfen, intrigieren, beleidigen, manipulieren, schreien und mogeln. Ist für die Journalisten alles akzeptabel, denn das gehört letztlich zum unzimperlichen Geschäft.

Nur eines dürfen Politiker nicht. Sie dürfen keine Heulsusen und keine Mimosen sein. Dann sind sie bei den Medien unten durch.

*Wir können dem gestressten Friedrich Merz nur raten, sich Harry Truman als Vorbild zu nehmen.*

Journalisten erwarten von Politikern, dass sie taff sind, also hart im Nehmen und nicht so leicht in der Seele zu erschüttern.

Insofern erleben wir, wenn wir die Medien derzeit durchgehen, eine historische Premiere. Friedrich Merz ist der erste Kanzler, der querbeet als Waschlappe dargestellt wird. Eine kleine Auswahl an Adjektiven verdeutlicht das.

Kanzler Merz ist «weinerlich», sagt der *Focus*. Kanzler Merz ist «genervt», sagt der *Münchener Merkur*. Kanzler Merz ist «empfindlich», sagt der *Tagesspiegel*. Kanzler Merz ist «jammernd», sagt der *Spiegel*. Kanzler Merz ist «dünnhäutig», sagt der Deutschlandfunk. Kanzler Merz ist «wehleidig», sagt die *Welt*.

Meine liebste Schlagzeile zum Thema stand soeben in der *Zeit*. Titel: «Heul leiser, Kanzler!».

Ein Kanzler als weinendes Weichei. Das gab es in der Medienwahrnehmung zuvor noch nie.

Friedrich Merz ist mit einer Körpergrösse von 1,98 Metern zwar der grösste Kanzler aller Zeiten, aber auch der mit dem kleinsten Einsteckvermögen. Das Gegenteil von ihm war Helmut Kohl, mit 1,93 Meter der zweitgrösste Kanzler der Geschichte, aber der Typ mit den grössten Nehmerqualitäten.

«Birne» war das ständige Attribut, mit dem sich Kohl bedacht sah, und dauernd musste er sich als «Lügner» und «Betrüger» bezeichnen lassen. Volle achtzigmal schaffte er es auf die Titelseite des *Spiegels*, ein ungefährdeter Rekord bis heute, und in aller Regel war das von einer Negativschlagzeile begleitet. «Kohls Ausfall» hiess der Titel oder «Ist Kohl noch zu retten?» oder «Der Minus-Kanzler». Die beste Schlagzeile von allen: «Kohl kaputt».

Wäre das Merz widerfahren, man kann sich seine öffentlichen Weinkrämpfe kaum vorstellen.

Nun ist es aber gerade dem *Spiegel* zu verdanken, dass Merz inzwischen weit über die Medien hinaus als Jammerlappen gilt. Ende April führte das Blatt ein Interview mit dem Kanzler und brachte ihn durch geschickte Gesprächsführung dazu, über sein schreckliches Schicksal zu wehklagen, wonach er besonders in den sozialen Medien immer wieder garstige Kritik einstecken müsse.

Der *Spiegel* setzte das Interview aufs Cover und titelte dazu: «Friedrich Merz: Kein Bundeskanzler vor mir hat so etwas ertragen müssen». Zur allgemeinen Verblüffung wurde der weinerliche Titel von Merz-Medien-sprecher Stefan Kornelius nicht verhindert,

der dadurch den Kanzler zum öffentlichen Gespött freigab.

Ein weiterer Vergleich zwischen dem robusten Helmut Kohl und dem zittrigen Friedrich Merz ist ebenso aufschlussreich. Kohl klagte nicht, wenn er beleidigt wurde, sondern steckte das stoisch weg. Selbst als er 1991 in Halle mit Eiern beworfen wurde, verzichtete er auf eine Strafklage.

Merz ist das mimosenhafte Gegenteil. Seit 2021 hat er Hunderte von Mitbürgern wegen Beleidigung eingeklagt. Zuletzt wurden zwei Merz-Kritiker verurteilt, weil sie den Kanzler als «Lackaffe» und als «Lügenfritz» tituliert hatten. Hier allerdings hatte nicht Merz geklagt, sondern die Staatsanwaltschaft war von sich aus aktiv geworden aufgrund von Paragraph 188, dem Strafbestand der sogenannten Politikerbeschimpfung. Aber auch in diesen Fällen ist Merz nicht aus dem Schneider. Der Kanzler müsste bloss öffentlich sagen, dass er solche Urteile wegen Merz-Verspottung für lächerlich halte, und der Übereifer der Strafbehörden würde gebremst.

Wir können dem gestressten und wehleidigen Friedrich Merz also nur raten, sich Harry Truman als Vorbild zu nehmen. Truman, der erste US-Präsident der Nachkriegszeit, war renommiert für seine ungewöhnliche Gelassenheit. Je heftiger die Angriffe gegen ihn waren, umso entspannter wurde er.

Von Truman stammt der Spruch, den man Merz an die Bürotür hängen müsste: «If you can't stand the heat, get out of the kitchen.»

# «Angriff auf den Rechtsstaat»

Ungarns Präsident Tamás Sulyok wehrt sich gegen seine Absetzung. Im *Weltwoche*-Gespräch erklärt der Verfassungsjurist, warum er nicht zurücktritt. Und warum Regierungschef Magyar Methoden Europas Rechtsstaat bedrohen.

Roger Köppel

*Budapest*

**P**alais Sándor, hoch über der ungarischen Hauptstadt. Die Terrasse bietet einen umwerfenden Blick über Budapest, die prächtigen Häuser, das kathedralenhafte Parlament, die ruhig dahinfließende Donau. Nichts an dieser Idylle lässt den Eindruck entstehen, dass auf der politischen Bühne gewaltige shakespearesche Dramen ablaufen.

Doch Ungarn steckt seit dem Machtwechsel am 12. April in einer veritablen Verfassungskrise. Der neue Ministerpräsident Péter Magyar hat bereits in seiner ersten Parlamentsrede mehrere hohe Magistraten zum Rücktritt aufgefordert, allen voran den parteilosen Staatspräsidenten Tamás Sulyok, früherer Präsident des ungarischen Verfassungsgerichts.

Magyar drohte dem Präsidenten bei Nichterfüllung eine Amtsenthebung durch Verfassungsänderung an und stellte ihm ein Ultimatum bis zum 31. Mai. Doch das siebzigjährige Staatsoberhaupt, das keine exekutiven Kompetenzen hat, weigert sich, der Forderung Folge zu leisten. Sulyok sieht in Magyars Vorgehen einen Angriff auf den Rechtsstaat.

Die Regierung behauptet, die Wahl vom 12. April habe nicht nur einen Regierungs-, sondern einen Systemwechsel gebracht. Magyar will deshalb alle Exponenten der sechzehnjährigen Orbán-Ära in hohen Ämtern handstreichartig entfernen, neben Sulyok die Präsidenten des Verfassungsgerichts, des Rechnungshofs, der Wettbewerbs- und der Datenschutzbehörde sowie den Obersten Staatsanwalt.

Darin sieht Präsident Sulyok eine gefährliche Machtergreifung gegen die demokratischen Institutionen, gegen die *checks and balances* im Staatsgefüge Ungarns. Die Exekutive sei bestrebt, sich den vom Parlament gewählten Staatspräsidenten untertan zu machen, notfalls mit einer Verfassungsänderung ad hominem, was juristisch zumindest fragwürdig erscheint.

Was genau ist da in Ungarn los? Ist es eine demokratisch legitime Neuausrichtung des Staates nach einem deutlichen Wahlsieg? Oder haben wir es mit einer politischen Vendetta, einer Säuberung zu tun oder gar mit Bestrebungen,

den Staat in Richtung einer parlamentarischen Diktatur umzubauen, die Opposition zu zerstören? Ist es ein verfassungswidriger Übergriff der Exekutive auf andere Staatsorgane?

Darüber sprechen wir mit dem Mann, der als Verfassungsrechtler und Präsident in Personalunion eine aufwühlende Fallstudie am eigenen Leib erlebt. Dr. Tamás Sulyok, geboren 1956, ist parteilos, vom alten Parlament im Februar 2024 gewählt. Er war von 2000 bis 2014

*«Alle Vorwürfe verkennen die verfassungsmässige Rolle des Präsidenten der Republik.»*

Honorarkonsul Österreichs, von 2014 Verfassungsrichter, von 2016 bis 2024 Präsident der angesehenen Behörde.

Sulyok schlug Magyar nach den Wahlen, die er als «Fest der Demokratie» bezeichnete, pflichtgemäss zum Premierminister vor und vereidigte auf dessen Vorschlag alle Minister. Mehrfach bot er dem Regierungschef eine Zusammenarbeit an, die dieser allerdings verweigerte, ohne jedoch Sulyok illegale oder verfassungswidrige Verhaltensweisen nachzuweisen.

Bis jetzt hat sich die Europäische Union nicht zu den Vorgängen in Ungarn geäußert. Sulyok ersuchte aber die Venedig-Kommission des Europarates um ein Gutachten. Politiker der Orbán-Partei sprechen von einer «Delegitimierung der Institutionen», «moralischer Anmassung der Regierung», einer «Bedrohung der institutionellen Kontinuität» und einem Angriff auf die Rechte der politischen Minderheiten, insbesondere der rund 2,5 Millionen Fidesz-Wähler.

**Weltwoche:** Herr Präsident, was ist die verfassungsmässige Rolle des Präsidenten der Republik Ungarn?

**Tamás Sulyok:** Der ungarische Präsident gehört zum System der *checks and balances*. Er hat keine Exekutivmacht und gehört keiner der Gewalten an. Eine seiner wichtigsten Aufgaben besteht darin, die Einheit der Nation zum

Ausdruck zu bringen. Recht und Verfassung gelten gleichermassen für alle – nur entlang dieser vermag der Präsident die Einheit der Nation darzustellen. Seine Grundfunktion besteht darin, politischen Entscheidungen einen öffentlich-rechtlichen Rahmen zu geben, damit die Mehrheitsentscheidung eine vom ganzen Volk getragene Legitimation hat. Daraus folgt, dass der Präsident mit der jeweiligen Regierung und dem jeweiligen Parlament zusammenzuarbeiten hat. Das gilt aber auch umgekehrt.

**Weltwoche:** Hat der Präsident die Macht, Gesetze zu blockieren?

**Sulyok:** Der Präsident hat ein Antragstellungsrecht beim Verfassungsgericht – ein verfassungsmässiges Vetorecht. Und er kann einen Gesetzesentwurf dem Parlament zur Wiederdebatte zurückschicken, ein politisches Vetorecht. In beiden Fällen stehen ihm fünf Tage zur Verfügung. Macht er von keinem Gebrauch, hat er die Pflicht, zu unterzeichnen.

**Weltwoche:** Er hat demnach einen mässigen, ausgleichenden, allenfalls verzögernden Einfluss – aber er ist kein Exekutivpräsident, der Entscheidungen von Regierung und Parlament über den Haufen werfen könnte.

**Sulyok:** Eine solche Befugnis besteht beim ungarischen Präsidenten überhaupt nicht.

**Weltwoche:** Was ist aus Ihrer Sicht das Problem an der Forderung des Ministerpräsidenten, dass Sie zurücktreten müssen?

**Sulyok:** Im ungarischen System müssen Präsident und Ministerpräsident kooperieren. Diese Zusammenarbeit habe ich von Anfang an angeboten. Gleichzeitig ist es in der ungarischen verfassungsmässigen Tradition völlig einzigartig, dass der Ministerpräsident den Präsidenten zum Rücktritt auffordert – mehrfach, konsequent, mit ausschliesslich politischen Gründen. Wobei die Konsequenz in Aussicht gestellt wird: Falls der Präsident dem nicht nachkommt, werde er seines Amtes per Verfassungsänderung enthoben. Für mich hat das den Anschein, dass die verfassungsmässige Ordnung aus ausschliesslich politischen Gründen neu geschrieben werden soll. Das bedeutet eine Gefahr nicht nur für die verfassungsmässige Ordnung, sondern

für die gesamte demokratische Ordnung, für den Rechtsstaat. Denn weder Demokratie noch Rechtsstaat können auf Drohungen beruhen. Seit meinem letzten Gespräch am 1. Juni mit dem Ministerpräsidenten und der Justizministerin hier im Sándor-Palais ist für mich deutlich geworden, dass der Präsident mit Hilfe einer massgeschneiderten Verfassungsänderung aus seiner Position entfernt werden soll. Das nennt man im Verfassungsrecht eine politische Beutemachung.

**Weltwoche:** Sie haben Ministerpräsident Magyar zwei Mal getroffen. Warum sagt er, Sie seien der falsche Präsident?

**Sulyok:** Er wirft mir vor, mich während des Wahlkampfes zu mehreren Fragen nicht geäußert zu haben. Betont sei: Das sind keine rechtlichen, sondern politische Argumente. Solche Vorwürfe wurden sämtlichen früheren Präsidenten gemacht – aber nie vom Ministerpräsidenten, und stets wurde das Ansehen der Institution berücksichtigt. Diese Bedingung fehlt jetzt. Zum Beispiel wirft er mir vor, ich hätte mich in einer Kinderschutzangelegenheit nicht geäußert. Das ist faktisch nicht wahr, denn ich habe eine Erklärung abgegeben. Ebenso habe ich mich 2025 zum groben Ton im Wahlkampf geäußert. All diese Vorwürfe sind politischer Art und beruhen auf einer Fehlinterpretation der verfassungsmässigen Rolle des Präsidenten.

**Weltwoche:** Der Ministerpräsident wirft Ihnen also vor, dass Sie sich zu wenig eingemischt haben – was Sie aufgrund Ihrer verfassungsmässigen Rolle gar nicht tun dürften.

**Sulyok:** Sie verstehen das vollkommen. Gemäss der ungarischen Verfassung hat der Präsident keine Pflicht, sich zu politischen Fragen zu äussern. In einem Wahlkampf, wo die Nation die Wahl zwischen verschiedenen Narrativen hat, kann der Präsident die Einheit der Nation gerade nicht repräsentieren, indem er Partei ergreift.

**Weltwoche:** Überspitzt gefragt: Wirft Ihnen der Premierminister vor, im Wahlkampf zu wenig Partei für ihn ergriffen zu haben?

**Sulyok:** Das kann man bestimmt auch so interpretieren.

**Weltwoche:** Magyar sagt auch, Sie seien eine Marionette Viktor Orbáns gewesen. Was entgegen Sie?

**Sulyok:** Es ist ein schwerwiegender Angriff auf das Amt des Präsidenten, ihn als Marionette zu bezeichnen. Was meine Person betrifft –

*«Es ist ein schwerwiegender Angriff auf das Amt des Präsidenten, ihn als Marionette zu bezeichnen.»*

ich war knapp zehn Jahre Verfassungsrichter und knapp acht Jahre Verfassungsgerichtspräsident. In dieser Zeit war ich am Kassieren vieler Gesetzesregelungen beteiligt, die mit der Zweidrittelmehrheit von der Fidesz verabschiedet



«Politischer Beutefang»: Sulyok 2024, damals Präsident des Verfassungsgerichts.

worden sind. Ich war nie Mitglied einer Partei, habe stets als Jurist fungiert. Und ich möchte betonen: Ich habe keinen einzigen Minister der Fidesz-Regierung ernannt, während ich sämtliche Minister der Regierung Magyar und auch alle Staatssekretäre ernannt habe – auf Vorschlag von Herrn Ministerpräsident Magyar.

**Weltwoche:** Ist es nicht etwas sehr Seltsames, wenn ein Regierungschef sagt: Ich will einen bis 2029 gewählten Staatspräsidenten loswerden, und wenn er nicht geht, ändere ich die ganze Verfassung? Wie beurteilen Sie als Verfassungsjurist so eine Verfassungsänderung ad personam?

**Sulyok:** Die europäische Verfassungskultur verbietet ausdrücklich eine auf Personen zugeschnittene Gesetzgebung. Das ist eine Form des Missbrauchs der verfassungsgebenden Mehrheit. Die Fachliteratur stuft dies als politische Beutemacherei ein – die Gesetzgebung oder Ver-

fassungsgebung wird nicht funktional, sondern dysfunktional angewandt.

**Weltwoche:** Ich frage Sie als Verfassungsjuristen, der in seiner Funktion als Präsident gleichzeitig Gegenstand der Untersuchung ist: Besteht in Ungarn die Gefahr, dass die Regierung das Verfassungsrecht zum Zweck einer politischen Vendetta missbraucht?

**Sulyok:** Dieses Ziel, seine Mehrheit im Parlament und damit die Verfassungsgebung zur Entfernung meiner Person zu benutzen, hat der Ministerpräsident in zahlreichen Erklärungen bekräftigt. Welche Verfassungsgebungsversuche genau unternommen werden, dies wurde nicht veröffentlicht. Es ist also eine geheime Verfassungsgebung im Gange, was in einem Rechtsstaat ebenfalls zu missbilligen ist.

**Weltwoche:** Nehmen wir einmal die Perspektive der Tisza-Partei und vieler Leute in der EU

ein: Viktor Orbán habe ein korruptes System und eine illiberale Demokratie installiert. Darum sei es die Pflicht dieser Regierung, alle Exponenten des Systems Orbán aus ihren Ämtern zu entfernen. Das sei der Auftrag einer überwältigenden Mehrheit der Wähler. Klingt nicht unlogisch. Was entgegnen Sie?

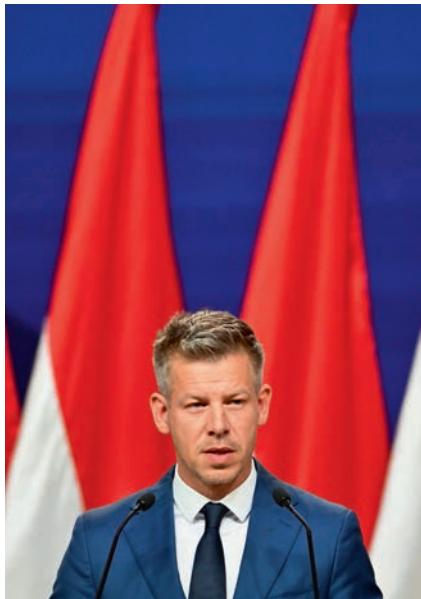
**Sulyok:** Ich bin auf keinen Fall Vertreter eines korrupten Systems. Wenn wir über öffentlich-rechtliche Fragen sprechen, müssen wir solche Betrachtungen beiseite tun. Die Tisza-Partei könnte in sechzehn Wochen eine weit grössere Machtkonzentration erzielen als die Fidesz in sechzehn Jahren. Es ist nicht wahr, dass es am 12. April 2026 einen «Systemwechsel» gegeben hat, wie die Regierung behauptet. Die Tisza-Partei hat bei sehr hoher Wahlbeteiligung 53 Prozent der Stimmen gewonnen, was gemäss den noch von der Fidesz verabschiedeten Wahlregeln eine Zweidrittelmehrheit im Parlament bedeutet. Péter Magyar hat nach Regeln gesiegt, die er jetzt attackiert. Einen Systemwechsel gab es einmal – als Ungarn von der Einparteiendiktatur in eine Mehrparteiendemokratie übergang. In Ungarn gibt es seit 1990 einen demokratischen Rechtsstaat. Politische Etikettierungen gehören auf ein anderes Blatt.

**Weltwoche:** Wir haben am 12. April einen intakten Regierungswechsel gesehen. Sie selbst sprachen von einem Fest der Demokratie. Jetzt sagt die neue Regierung, diese Wahl sei kein Regierungs-, sondern ein Systemwechsel. Wenn man nach einer demokratischen Wahl einen Systemwechsel betreibt: In was für ein System kommt Ungarn? Geraten wir in eine parlamentarische Diktatur?

**Sulyok:** Verfassungsrechtlich ist «Systemwechsel» schwer zu interpretieren, weil es ein politischer Begriff ist. Schon 2010 hat die Fidesz von einer «Revolution in der Wahlkabine» gesprochen, als sie ebenfalls eine Zweidrittelmehrheit errungen hatte. Eine Änderung des politischen Systems ist am 12. April nicht eingetreten.

*«Es ist nicht wahr, dass es einen <Systemwechsel> gegeben hat, wie die Regierung behauptet.»*

Die Tisza-Partei hat einen Wahlsieg errungen, der zwangsläufig mit einem Regierungswechsel verbunden war. Der frühere Regierungschef hat die Niederlage am Wahlabend anerkannt, und die Machtübergabe verlief reibungslos. Darauf bin ich stolz. Doch wenige Minuten nachdem der Ministerpräsident und das gesamte Parlament den Eid auf die Verfassung geleistet hatten, hat Herr Magyar in persönlich werdendem Ton, bei Benutzung recht eigenartiger Ausdrücke, mein Abdanken verlangt. Öffentlich-rechtlich kann das Argument des Systemwechsels nicht begründet werden. Es steht im Widerspruch zu den Regeln des Grundgesetzes. Was steckt dahinter? Ich



«Er will mich entfernen»: Premier Magyar.

beobachte die Absicht, dass das Parlament die Befugnisse des Präsidenten neu definieren will. Dafür hat die verfassungsgebende Macht Möglichkeiten, aber man muss sehr vorsichtig sein. Ändert man den Kompetenzbereich des Präsidenten, ändert sich die gesamte Dynamik der Gewalten. Deshalb soll der amtierende Präsident entfernt werden.

**Weltwoche:** Ich möchte beim Begriff «parlamentarische Diktatur» einen Moment bleiben. Sie haben gesagt, der Staatspräsident übe eine mässige, kontrollierende Wirkung aus. Wenn der Regierungschef plötzlich sagt, dieser Präsident muss weg, nicht weil er die Verfassung gebrochen hat, sondern weil er Gesetzesvorhaben verzögern könnte, dann versucht die Regierung doch, sich das kontrollierende Organ zu unterwerfen. Zugespitzt: Erleben wir in Ungarn einen stillen Staatsstreich?

**Sulyok:** Als Präsident würde ich diese Formulierung nicht benutzen. Aber wenn eine politische Macht den Präsidenten im System der checks and balances als auszuhebelnden Akteur betrachtet, verletzt das die Rechtsstaatlichkeit sehr. Wenn die Normenkontrolle Schaden nimmt, nimmt die Zusammenarbeit der Gewalten Schaden. Es kommt zu einer öffentlich-rechtlichen Krisensituation, zu einer Verfassungskrise, die man vielfach benennen kann.

**Weltwoche:** Parlamentarische Diktatur, Machtkonzentration, Machtergreifung: Sie sind nicht der Einzige, der abgeräumt werden soll. Die Regierung fordert, der Staatspräsident müsse zurücktreten, der Präsident des Verfassungsgerichts, der Präsident des Rechnungshofs, der Oberstaatsanwalt. Habe ich jemanden vergessen?

**Sulyok:** Dazu aufgefordert worden sind auch alle Verfassungsrichter und einige regierungsunabhängige Institutionsleiter – der Präsident des Wettbewerbsamtes, der Präsident der Datenschutzbehörde.

**Weltwoche:** Man würde umgangssprachlich von einer Säuberung sprechen, einer handstreichartigen Umbesetzung wesentlicher staatlicher Institutionen. Hat es das in der ungarischen Geschichte jemals gegeben?

**Sulyok:** In der Geschichte der ungarischen Demokratie kann ich mich daran nicht erinnern.

**Weltwoche:** In Umfragen sind 60 Prozent der Befragten der Meinung, Sie sollten zurücktreten. Wo ziehen Sie die Grenze zwischen dem Volkswillen und der Verteidigung der Verfassung?

**Sulyok:** Die ungarischen Präsidenten werden nicht vom Volk gewählt, sondern vom Parlament. Deshalb hatten sie nie eine eigene politische Agenda. In den Augen der Öffentlichkeit sind sie politischen Angriffen gegenüber schutzlos. Aber in einem Fall kann der Präsident bestimmt nicht abdanken: wenn der Ministerpräsident das befiehlt. Da verlangt die verfassungsmässige Ordnung das Verbleiben im Amt.

**Weltwoche:** Wie wehren Sie sich? Sie haben der Venedig-Kommission des Europarates geschrieben, einer Einrichtung mit 61 Mitgliedern, die Staaten berät bei der Ausarbeitung von Verfassungen, die europäischen Normen entsprechen sollen.

**Sulyok:** Das Anrufen der Venedig-Kommission ist in dieser Situation die logischste Massnahme. Ungarn ist seit dem Systemwechsel von 1990 Mitglied. Die Kommission kann bei Verfassungsfragen sehr fundierte Meinungen abgeben. Als Verfassungsgerichtspräsident musste ich ihre Arbeit aus der Nähe kennenlernen. In dieser Verfassungskrisensituation kann sie fundierte Ratschläge erteilen. Die Kommission hat in wenigen Tagen die Bereitschaft signalisiert, ein Schnellverfahren zu starten.

**Weltwoche:** Was sagt die Europäische Union?

**Sulyok:** Ich habe noch nichts gehört.

**Weltwoche:** Müssten Sie nicht an den Europäischen Gerichtshof als obersten Gralshüter der Rechtsstaatlichkeit appellieren?

**Sulyok:** Das ist theoretisch eine sehr gute Frage. Mir fehlt bloss die verfahrensmässige Möglichkeit.

**Weltwoche:** Premierminister Magyar sagt: Der Präsident, also Sie, verteidige nicht die Verfassung, er verteidige einfach seinen Posten und sein schönes Salär.

**Sulyok:** Ich kann nicht sagen, dass ich das Milieu des Sándor-Palais nicht schätze – das ist ein sehr schönes Milieu. Aber ich habe dem Ministerpräsidenten persönlich deutlich gemacht, dass es für mich keine Finanzfrage ist. Im Übrigen hat er schon klargemacht: Beim Ende meines Amtes würde mir alles genommen, was mir zusteht.

**Weltwoche:** Wie muss man sich die Gespräche zwischen Ihnen und dem Ministerpräsidenten konkret vorstellen? Sachlich, hitzig, feindselig?

**Sulyok:** Sachlich, in einer ehrlichen Atmosphäre. Natürlich hat jeder seinen eigenen Habitus.

**Weltwoche:** Was steckt Ihrer Meinung nach hin-

ter dem Handeln des Ministerpräsidenten? Was ist sein Motiv?

**Sulyok:** Ich kann nicht mehr sagen, als was aus seinen Reden durchklingt. Er hat ein deutliches Ziel: mich zu entfernen. Diese Verfassungsgebung hat das Ziel, den Präsidenten abzusetzen. Welchen konkreten Inhalt sie haben wird, ist geheim. Es ist eindeutig, dass sie auf eine politische Beutemacherei ausgerichtet ist – auf den Abbau des Systems der *checks and balances*.

**Weltwoche:** Dieser ganze Kampf gegen Sie ergibt doch nur dann einen Sinn, wenn eine Regierung den Staat wirklich umbauen will. Sonst würde ein Ministerpräsident sagen: Schauen wir mal, ob wir zusammenarbeiten können. Glauben Sie, dass Magyar eine Art Präsidialsystem nach türkischem oder französischem Vorbild einführen möchte?

**Sulyok:** Das weiss ich nicht. Wir sehen auch keine diesbezüglichen Verfassungsentwürfe. Der Herr Ministerpräsident hat erwähnt, dass seines Erachtens ein viel stärkerer Kompetenzbereich des Präsidenten richtiger wäre. Ein Verfassungsgebungsprozess kann in Gang gesetzt werden, im rechtsstaatlichen Rahmen und mit einer umfassenden Diskussion. Was aber nicht geschehen kann: dass die späteren, künftigen Gesetzgebungsabsichten als Massstab für meine heutige Situation herangezogen werden.

**Weltwoche:** Es werden jetzt auch parlamentarische Kommissionen gebildet, sogenannte Tribunale, vor denen frühere Minister und Exponenten der Regierung Orbán auftreten sollen – öffentlich, im Fernsehen. Das sind keine Gerichte, sondern politische Kommissionen. Wer nicht erscheint, kann von der Polizei vorgeführt werden. Ist dies die Rückkehr der Schauprozesse, wie wir sie aus der kommunistisch-sowjetischen Zeit kennen?

**Sulyok:** Dem Parlament liegt ein Gesetzesentwurf vor, dessen finaler Inhalt noch nicht feststeht und der nicht verabschiedet wurde. Daher kann ich mich zu dieser Frage nicht äussern.

**Weltwoche:** Lassen Sie uns Bilanz ziehen: Ist das, was in Ungarn gerade passiert, in den Augen des Verfassungsrechtlers eine Vergewaltigung des Rechtsstaats und zentraler Prinzipien, auf denen die Europäische Union aufgebaut ist?

**Sulyok:** Artikel 2 des Unionsvertrages liefert eine ziemlich klare Wertedefinition. Ähnlich wie der ungarische Staat von der Verfassung als demokratischer Rechtsstaat definiert wird. Diese Grundwerte sind identisch. Sie bestehen in der Europäischen Union genauso wie in Ungarn, unabhängig von früheren Diskussionen, die be-

*«Bei der Aushebelung des Präsidenten wird das Gleichgewicht der Gewalten ins Wanken gebracht.»*

züglich Detailfragen aufgetaucht waren. Hier geht es um den Schutz der Grundwerte, die meines Erachtens durch das Vorgehen der Regierung verletzt werden.

**Weltwoche:** Was ist Ihre Botschaft an unsere Leser in Deutschland, Österreich und der Schweiz? Warum muss es die Europäer beschäftigen, was in Ungarn passiert?

**Sulyok:** László Sólyom war sowohl als Präsident der Republik als auch als Verfassungsgerichtspräsident mein Amtsvorgänger. Ein einstimmiger Beschluss des Verfassungsgerichtes von 1992 ist mit seinem Namen verbunden. Da gibt es einen sehr wesentlichen Satz: «Rechtsstaat kann nicht dem Rechtsstaat entgegengebaut werden.» Hinter den politischen Zielen, die wir besprochen haben, ist deutlich zu erkennen, dass die Regierungspartei das System der *checks*

*and balances* abbauen will. Bei der Aushebelung des Präsidenten wird das Gleichgewicht der Gewalten ins Wanken gebracht.

**Weltwoche:** Wenn künftige Studenten des Rechts in zehn, fünfzehn Jahren eine Fallstudie über diese Verfassungskrise schreiben – welchen Titel wünschen Sie sich über dem Kapitel über Ihre Rolle?

**Sulyok:** Man darf der Zukunft gegenüber keine Ansprüche stellen. Die Geschichte hat ihre Arbeit geleistet und wird das auch künftig tun. In dieser Situation wurde mir die Aufgabe zuteil, im Interesse des Schutzes der verfassungsmässigen Ordnung die Funktion des Präsidenten auszuüben.

**Weltwoche:** Sie haben bei Ihrer Wahl gesagt, Sie hätten dieses Amt nie gesucht. Hätten Sie sich jemals träumen lassen, in so eine Situation zu kommen?

**Sulyok:** Ich hätte mir nicht gedacht, jemals Verfassungsrichter zu werden. Auch nicht Verfassungsgerichtspräsident. Erst recht nicht Präsident der Republik. Ich hatte nie die Ambition. Aber der Schöpfer hat diese Aufgabe für mich bemessen.

**Weltwoche:** Meine letzte Frage: Was macht Sie sicher, dass es Ihnen wirklich um die Verfassung geht und nicht um das persönliche Ego, das Amt, den Ehrgeiz? Gibt es Momente, in denen Sie denken: Vielleicht sollte ich einfach zurücktreten?

**Sulyok:** Solche Zweifel konnte ich haben, bis mich Herr Ministerpräsident Magyar zum Abdanken aufgefordert hat – mit der Drohung, mich mit rechtlichen Mitteln zu entfernen, wenn ich nicht zurücktrete. Seitdem habe ich auch verfassungsrechtlich keine andere Möglichkeit, als im Amt zu bleiben.

**Weltwoche:** Herr Präsident, vielen Dank für dieses Gespräch.

## Sozialmissbrauch verhindern!



### Schon gewusst?

**80 von 100 Asylanten beziehen Sozialhilfe.** Die Gemeinden müssen Wohnung, Krankenkasse etc. übernehmen.

**Wir zahlen!**

Setzen Sie am 14. Juni ein klares Zeichen:

Keine 10-Millionen Schweiz **JA**

nachhaltigkeitsinitiative.ch

## Retro-Traum in Schwarz, Rot, Gold



Auf geht's: Autorin Schunke.

Am Donnerstag startete die Fussball-WM in Mexiko, Kanada und den USA. Für die DFB-Elf wird es jedoch erst am Sonntagabend ernst. Um 19 Uhr deutscher Zeit geht es gegen Curaçao an den Start. Zeit genug also, um sich noch in Fussballstimmung zu bringen.

Mir helfen da vor allem die diesjährigen Trikots der deutschen Nationalmannschaft. Angelehnt an das Weltmeister-Jersey von 1990, hat man sich hier nämlich mal wieder richtig an Schwarz-Rot-Gold herangetraut. Ein Retro-Traum aus besseren Zeiten, der hoffentlich genug Motivation für das Hier und Jetzt erzeugt. Oder wie die Jugend sagen würde: Das Ding hat richtig Aura.

Es scheint, als wollte Adidas noch einmal richtig einen gucken lassen, bevor danach Nike übernimmt. Und je länger ich auf die Jerseys und auch die Retro-Kollektion schaue, desto mehr beschleicht mich das Gefühl, dass es ein grosser Fehler war, sich von den drei Streifen zu trennen. Adidas und die deutsche Nationalmannschaft – das gehört zusammen wie Beavis und Butt-Head, Uli Hoernes und der FC Bayern, Deutschland und das Sommermärchen.

Nicht umsonst gilt das deutsche Trikot-Kit auch im Ausland stets als eines der schönsten. Ich bin mir sicher: Wer jetzt noch nicht so richtig in WM-Stimmung ist, wird es spätestens sein, wenn er diese wunderschönen Farben auf dem Platz sieht.

Auf geht's, Jungs!  
Anabel Schunke

## AUSSENPOLITISCHES TELEGRAMM

# Flamingo-Aufstand in Albanien

+++ Rama hält an Kushners Luxusprojekt fest +++  
Proteste erschüttern das Land +++ Nato-Hinterhof wird zum Testfall für EU, Balkan und Russland

Jean-Daniel Ruch

Am 8. Juni bestätigte der albanische Ministerpräsident Edi Rama die Fortsetzung des von Jared Kushner, dem Schwiegersohn des US-Präsidenten, geplanten Hotelkomplexprojekts. Seit einer Woche erschüttern massive Proteste das Land, um das Projekt zu stoppen.

### Warum ist das wichtig?

— Rama ist ein treuer Verbündeter Washingtons. Das Land, das er seit 2013 regiert, trat 2009 der Nato bei. Albanien war das erste Land auf dem Balkan, das dem Atlantischen Bündnis beitrug. Seit 2024 beherbergt Albanien ein Kommando der US-Spezialeinheiten in Europa.

— Die Sonderstaatsanwaltschaft für Korruption hat eine Untersuchung eingeleitet und die Sperrung der Konten eines mit dem Projekt verbundenen Unternehmens angeordnet.

### Gut zu wissen

— Dieser auf 5 Milliarden Franken veranschlagte Luxushotelkomplex soll in einem

Naturschutzgebiet an der Küste sowie auf der unberührten Insel Sazan entstehen. Die Region bietet Flamingos einen Lebensraum, daher der farbenfrohe Name, den sich die Demonstranten gegeben haben.

— Sazan ist nicht ohne strategische Bedeutung: Die Insel kontrolliert den Zugang zur Adria. Sie diente während des Kalten Krieges als sowjetischer Militärstützpunkt, als Albanien von der kommunistischen Diktatur Enver Hoxhas regiert wurde.

— Am 5. Juni nahm Rama an einem EU-Balkan-Gipfel teil. Brüssel möchte die Integration der westlichen Balkanstaaten in die EU beschleunigen, um sie dem nach wie vor präsenten russischen Einfluss in Serbien zu entziehen.

### Was folgt

— Wer wird im Machtkampf zwischen Demonstranten und Regierung zuerst nachgeben? Diese Mobilisierung für die Umwelt erinnert an diejenige der Serben im Jahr 2024. Damals ging es darum, den Abbau von Lithium zugunsten der deutschen Industrie zu verhindern. Rio Tinto hat das Projekt auf Eis gelegt.

— Vieles wird von den Ermittlungen der Staatsanwaltschaft abhängen. Frage: Stammen die Gelder aus dem organisierten Verbrechen?

— Das Versprechen einer Integration des Balkans in die Europäische Union feiert dieses Jahr sein 25-Jahre-Jubiläum. Der Krieg in der Ukraine verleiht dem Ganzen eine neue Dynamik. Brüssel kann nicht Kiew die Mitgliedschaft anbieten und den Ländern des Westbalkans nicht.

### PS

Rama spricht, wie der serbische Präsident Vucic im Jahr 2024, von einem «hybriden Krieg», der von den Demonstranten geführt werde. Ein Ausdruck, der im Hinterhof der Nato derzeit sehr in Mode ist. Auch in der Schweiz.

+++ ENDE +++



Washington-treu: Ministerpräsident Rama.

# Licht wie eine Wiese

Nastassja Kinski will, dass ein 50 Jahre alter Film zensuriert wird.

Im Jahr 1981, Nastassja Kinski war neunzehn Jahre alt, machte Richard Avedon das berühmteste Bild der Schauspielerin: Kinski nackt, auf dem Boden liegend, von einer Python umschlungen. In dem Bild sei alles enthalten, schrieb der *Independent* ein paar Jahre später, Sexualität, Kindlichkeit, etwas Humor, eben genau das, was Kinski ausmache, was sie sei. Und was sie heute nicht mehr sein will. Vor über fünfzig Jahren drehte Kinski mit Wim Wenders den Film «Falsche Bewegung» (1975). Gegen diesen Film, so Wenders, der dieses Jahr bei der Verleihung des Deutschen Filmjahres für sein Lebenswerk geehrt wurde und eine Rede hielt, gäbe es nun ein «Aufbegehren». Zu Recht, wie Wenders findet und dann auch wieder nicht ganz. Es gehe darum, so Wenders, der den Film inzwischen von Streamingdiensten zurückzog, dass man darin «eine Szene schneiden möge», die die damals dreizehnjährige Nastassja Kinski mit unbedecktem Oberkörper zeigte.

## Höllischer und magischer Vater

Seit fünfzehn Jahren schon hatte Kinski, die inzwischen von dem renommierten Medienanwalt Christian Schertz vertreten wird, von Wenders eine Abänderung der Sequenz verlangt. Sie war auf die Halbnacktszene nicht vorbereitet gewesen, habe sich unwohl gefühlt, niemand habe sie damals geschützt, auch Wenders nicht, sagte sie in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung*.

Die heute 65-Jährige ist die von übermächtigem Vatergehabe traumatisierte Tochter von Klaus Kinski. Ihre Kindheit beschrieb sie als unbeständig, nomadisch, irgendwo zwischen Frankreich, Italien und Lateinamerika pendelnd, ihren Vater als höllisch und magisch zugleich, die Mutter als lyrisch. Mit dem Filmproduzenten Ibrahim Moussa und dem Musiker Quincy Jones hat Kinski Kinder – ihre Männer und verschiedene Partner, der Schauspieler Marcello Mastroianni oder der Regisseur Milos Forman, waren gleichzeitig auch immer Vaterfiguren für sie, Beschützer, sagte sie in den achtziger und neunziger Jahren. In einem Interview mit dem *Independent* beschrieb sie sich als Daddy-Girl. Mit



Die Übergänge sind fließend: Schauspielerin Kinski.

fünfzehn hatte sie eine Beziehung mit Roman Polanski, der 42 Jahre alt war.

Nastassja Kinski, 1961 geboren, das Gesicht schön und licht wie eine Wiese, spielte als Kind im «Tatort», drehte später auf zwei Kontinenten und war so etwas wie Wim Wenders' Muse. Ihre Reputation als kindhafte Frau, als zu früh reifes Kind, entstand zusammen mit dem Film «Falsche Bewegung». 1983 fotografierte Richard Avedon sie für das Cover des *Rolling Stone*, Kinski ist unbekleidet, ungeschminkt und 21 Jahre alt, zumindest in den USA so gerade eben voll-

jährig. Medien beschreiben Kinski – die junge Kinski – als fraulich und kindlich zugleich. Wo hört das Schauspielerimage auf, wo beginnt die Privatperson, die persönliche Erfahrung, die Verletzung? Die Übergänge sind fließend, vielleicht war alles immer schon da. Von ihrer Tochter sagte Kinskis Mutter Brigitte: «Ich hatte immer das Gefühl, dass Nastassja einmal Künstlerin werden würde. Ihr Vater filmte sie, als sie zwei Jahre alt war, und schon damals war sie eine Kindsfrau, mit einer solchen Sensibilität und einem solchen Schmerz im Gesicht.»



*Puritanismus war einmal:* Genfer Stadtzentrum mit der Pont de la Machine.

# Freuden und Leiden einer erfolgsverwöhnten Stadt

Genf ist missionarisch, international, sehr reich – und G-7-gefährdet.

*Christophe Büchi*

**G**enf zittert dem G-7-Gipfel in Evian von Anfang nächster Woche entgegen. Nachdem Staatspräsident Emmanuel Macron die durchtriebene Idee gebar, das Gipfeltreffen am französischen Ufer des Genfersees abzuhalten und damit von der Nähe des internationalen Genf zu profitieren, kommen in der Uno-Stadt böse Erinnerungen hoch. Denn weil Frankreich keine grossen Anti-G-7-Kundgebungen zulassen will, übernimmt das vierzig Kilometer entfernte Genf nolens volens die undankbare Aufgabe, die Gegendemonstrationen bei sich zu dulden.

So war dies schon im Jahr 2003, das sich tief in das Genfer Gedächtnis eingepägt hat. Damals hinterliessen die Kundgebungen gegen den Gipfel der G 8 (damals gehörte Russland noch

dazu) eine Spur der Zerstörung. Der Schaden ging in die Millionen und traumatisierte Bewohner und Geschäftsinhaber. Nicht umsonst hat der Kanton diesmal schon prophylaktisch sechs Millionen Franken auf die Seite gelegt, um allfälligen Geschädigten zu Hilfe zu kommen.

## Vitrine der Konsumgesellschaft

Ob die Angst begründet ist, dass diese Kundgebung nicht nur friedliche Globalisierungsgegner, sondern auch Chaoten und Hooligans anzieht, wird sich zeigen. Aber die Gefahr, dass das opulente Genf einmal mehr zur Vitrine eines schamlosen Kapitalismus deklariert und entsprechend malträtiert wird, ist nicht von der Hand zu weisen.

Zerstörungswut ist auch deshalb zu befürchten, weil Genf als internationale Stadt eine hohe Medienpräsenz verbürgt. Zudem ist Genf wie Singapur, Hongkong und Mona-

*Die Gefahr ist real, dass Genf als Vitrine eines schamlosen Kapitalismus malträtiert wird.*

co für eine weltweit einzigartige Konzentration grosser Vermögen berühmt – eine Oase des Reichtums in einem Umfeld, das von solchem Wohlstand nur träumen kann. Wer von Genf in die französische Grenzstadt Annemasse fährt, bekommt eine Ahnung vom Wohlstandsgefälle zwischen der Schweizer Stadt

und ihrer französischen Nachbarschaft – obwohl diese sogar zu den wohlhabenderen Regionen Frankreichs gehört.

Nun kann man sich fragen, ob Genf unter diesen Vorzeichen nicht den Mut hätte aufbringen müssen, die Kundgebungen schlichtweg zu untersagen und die heisse Kartoffel den französischen Gastgeber zurückzuspielen. Aber es ist auch klar, dass sich das internationale Genf bei einem solchen Grossanlass nicht einfach verbarrikadieren kann. Und sollte die Sache gut ausgehen, winkt ein beträchtlicher Imagegewinn.

Wie aber ist Genf zu seinem extravaganten Wohlstand und zu seinem internationalen Ruhm gekommen? Nun, dies ist das Resultat einer langen Geschichte, die wie die meisten Geschichten nicht gradlinig verlief, sondern dialektisch und in Bocksprüngen. Und die Musterbeispiele dafür liefert, was gemeinhin als «Ironie der Geschichte» bezeichnet wird.

Als Ironie erscheint zuerst, dass jene Stadt, in der einst Calvin eine besonders sittenstrenge Form der Reformation durchpaukte und die alle eitle Zurschaustellung von Luxus streng verbot, zu einer Hochburg der Luxusindustrie werden konnte. Die hiesige Uhrenindustrie ist nicht nur für ihre technologische Performance weltweit berühmt, sondern stellt in grosser Zahl Uhren her, bei denen der Zeitmesser unter Gold und Edelsteinen verschwindet. Genf selbst wechselt immer mehr vom Understatement zum *showing-off*. Ein Beispiel nur: Ende 2024 waren in Genf 4805 Porsches und 1118 Autos der Marke Jaguar immatrikuliert, nebst Hunderten von Bentleys, Maseratis und Aston Martins; mehr als 10 Prozent des Wagenparks besteht aus Autos der Marke Mercedes. Die Zeiten, in denen die wohlhabendsten Genfer Privatbankiers durch ihren bescheidenen Lebenswandel auffielen und unauffällig bleiben wollten, sind weitgehend vorbei. Puritanismus war einmal.

## Reformation als Wende

Paradox ist aber auch, was mir einst ein libanesischer Geschäftsmann an einem warmen Sommerabend mit morgenländischer Eloquenz darlegte. Auf den See weisend, in dem sich die Leuchtschriften der Uhrenmarken und Privatbanken spiegeln, sagt er: «Genf gilt als schöne und elegante Stadt. Zu Recht, zu Recht! Und es sieht sich als Hort der Menschenrechte, der Nächstenliebe und des Roten Kreuzes, als Stadt des Friedens und des humanitären Völkerrechts. Manchmal möchte man gar glauben, Genf sei der Garten Eden, ein Ort,



*Calvin machte Genf zum protestantischen Gegen-Rom und legte den Grundstein für den Erfolg der Rhonestadt.*

wo Löwe und Lamm friedlich beieinanderliegen, wie es in der Bibel heisst.» Doch dies sei nur eine Seite, fuhr mein Gesprächspartner fort und raunte: «Genf ist aber auch ein Dschungel mit vielen Raubtieren. Und ihre Devise heisst nicht: Frieden auf Erden! Sondern: Friss, oder du wirst gefressen!»

Der Aufstieg Genfs zur reichen und ruhmvollen Kosmopolis war nicht in den Sternen geschrieben. Zwar spielte *Genava* schon früh eine nicht unbedeutende Rolle: Schliesslich wird die Siedlung beim Ausfluss der Rhone aus dem Lac Léman – dieser hiess noch lange nicht «Genfersee» – beim gros-

sen Julius Caesar in seiner Chronik vom «Galischen Krieg» erwähnt. Früh war Genf zudem Bischofssitz und zeitweise gar Hauptstadt eines burgundischen Königreichs. Im späten Mittelalter wurde es zur bedeutenden Handels- und Messestadt. Gleichzeitig entstand ein europäischer Finanzplatz, nachdem sich Bankiers aus dem Florentiner Haus der Medici niedergelassen hatten.

Aber der eigentliche Aufstieg begann im 16. Jahrhundert mit der Reformation. Diese hatte sowohl einen politischen wie auch einen religiösen Hintergrund. Im ausgehenden Mittelalter versuchten die Genfer Bürger, sich von ihrem Landesherrn, dem Herzog von Savoyen, sowie von dem mit Savoyen sympathisierenden Bischof freizumachen. Sie suchten Rückendeckung bei den Eidgenossen, schlossen Bündnisse mit Freiburg und Bern. Diese politische Neuorientierung bekam in den 1520er Jahren auch eine religiöse Schattierung: Der Sieg der Reformation in den grossen Schweizer Städten und vor allem in Bern gab den reformatorischen Bestrebungen in Genf starken Auftrieb. Die alte savoyisch-katholische Elite geriet gegenüber der eidgenössischen und reformatorischen Partei immer mehr in die Defensive. Die Anhänger der Reformation wurden in Genf und bald auch in Frankreich nur noch als «eidguenots», später: *huguenots*, bezeichnet.

Im Jahr 1535 verliess der Bischof von Genf verbittert seine Stadt; ein Jahr später kippte Genf definitiv ins reformierte Lager. Der französische Prediger Jean Calvin, ein Jurist und Organisator, verwandelte Genf in einen theokratischen Stadtstaat, in dem künftig das Konsistorium der Pas-

toren den Marsch blies. Von savoyisch-katholischem Gebiet umzingelt, sah sich Genf künftig als Zitadelle des reinen Gotteswortes. Obwohl der Stadtstaat nur etwa 12 000 Einwohner zählte, erwarb er sich im reformierten Europa den Ruhm eines reformierten Modellstaats, eines «protestantischen Gegen-Rom», dessen Einfluss bis weit nach Schottland und Nordeuropa ausstrahlte.

## Geburt der Uhrenindustrie

Genf entwickelte eine neue kollektive Identität, die bis heute nachwirkt: Schroffe Abgrenzung gegenüber dem savoyischen und französischen Umland und internationales Sendungsbewusstsein machen diesen «esprit de Genève» aus. Die Reformation hatte aber noch ande-

*Manchmal möchte man glauben, Genf sei ein Ort, wo Löwe und Lamm friedlich beieinanderliegen.*

re Langzeitwirkungen. Nach dem Sieg über die Altgläubigen errichtete Calvin ein strenges Sittenregiment. Den zu burgundischen Sinnesfreuden, zu Luxus, Tanz, Würfelspiel und Erotik neigenden Genfern und Genferinnen wurden diese Flausen und Triebe gründlich ausgetrieben.

Statt in der Schenke anzügliche Chansons zu singen, durften sie künftig in der zum Temple Saint-Pierre umfunktionierten Kathedrale fromme Lieder anstimmen. Sittengerichte wachten darüber, dass Tanz, Geldspiel, Schlemmerei und Luxus strikte geahndet wurden. Und natürlich war auch ausserehelicher Sex verboten. Mit dieser Sexfeindlichkeit kontrastiert allerdings die Tatsache, dass die Reformatoren das katholische Gebot der Ehelosigkeit für Priester und Nonnen als unnatürlich verurteilten und frühere Ordensleute dazu drängten, schleunigst zu heiraten. Ehe als Mittel

zum Kinderhaben und als Kanalisierung der Libido galt als gottgefällig. Es entstand das, was der Historiker Volker Reinhardt in einer überzeugenden Monografie als «Tyrannei der Tugend» bezeichnet hat.

Wichtig waren auch die wirtschaftlichen Folgen der Reformation: Dem schon damals bedeutenden Genfer Schmuck- und Goldschmiedehandwerk wurde künftig verboten, für katholische Würdenträger und Genfer Bourgeois eitles Blendwerk herzustellen. Die Folge war, dass sich ein Teil dieser Branche in die Herstellung von Uhren diversifizierte. Diese waren nicht verboten, weil die



*Welthauptstadt der Haute Horlogerie, Schaufenster des Luxus und Erbin einer Reformation, die einst Prunk bekämpfte.*

Reformatoren überzeugt waren, dass Chronografen den sparsamen Umgang mit der Zeit und die Pünktlichkeit beförderten. Wenn Genf heute weltweit als «City of Rolex» und Stadt der *haut de gamme*-Uhrmacherei gilt, so ist der Grund dafür zu einem wesentlichen Teil in dieser calvinistischen Kulturrevolution zu suchen.

Ein anderer Wirtschaftszweig bekam kräftigen Aufwind: der Buchdruck. Reformatorische Schriften und Bibelwerke wurden künftig in halb Europa gelesen. Die berühmten Pilgerväter, die 1620 mit dem Schiff «Mayflower» nach Amerika segelten, führten die «Geneva-Bibel» mit sich. Auch dies mit Langzeitfolgen: Genf war bei den amerikanischen Protestanten künftig ein geheiligter Begriff. Noch US-Präsident Woodrow Wilson, ein Pastorensohn, der wesentlich dazu beitrug, dass Genf 1920 zum Sitz des Völkerbunds gewählt wurde, nahm auf diese Bibel ausdrücklich Bezug.

### Geheiligte Arbeit

Die Reformation schuf eine neue Mentalität: Fleiss, Sparsamkeit, Enthaltbarkeit, berufliches Engagement waren die neuen Werte.

### Die berühmten Pilgerväter, die 1620 nach Amerika segelten, führten die «Geneva-Bibel» mit sich.

Als Ziel des Christenmenschen galt jetzt das, was der grosse Soziologe Max Weber einst als «innerweltliche Askese» bezeichnete. Die Arbeit wurde gleichsam geheiligt.

Auch die Haltung gegenüber dem Geldhandel änderte sich. Während die katholische Kirche das Leihgeschäft auf Zinsen oft misstrauisch betrachtete und mit Wucher gleichsetzte, lockerten die Genfer Reformatoren nach und nach die Zinsschraube. Auch ein gutes Geschäft konnte künftig als gutes Werk gelten. Zwar erfolgte der geistige Umbruch nicht schlagartig, wie Volker Reinhardt nachwies: Zu Calvins Lebzeiten wurden Profitstreben und wirtschaftlicher Wagemut keineswegs positiv gesehen. Aber ein Gesinnungswechsel hatte begonnen, der auf längere Frist eine Umwertung der Werte nach sich ziehen sollte.

### Genf als Refugium

Eine weitere Wirkung der Reformation, die den wirtschaftlichen «Take-off» beförderte, war demografischer Art: Genf wurde vor allem für Frankreichs Protestanten zum Re-

fugium. Eine erste Fluchtwelle, in der genferischen Geschichtsschreibung als «Premier Refuge» verewigt, schwemmte Hunderte von tüchtigen Hugenotten nach Genf: Handwerker, Buchdrucker, Händler. Sie brachten nicht nur berufliche Fähigkeiten mit, sondern auch «Vitamin B», also gute Beziehungen. Der Werk- und Finanzplatz Genf konnte künftig auf ein internationales Netzwerk zurückgreifen, das der Historiker Herbert Lüthy als «calvinistische Internationale» bezeichnet hat. Viele Hugenotten, zu denen sich auch italienische Intellektuelle und Geschäftsleute gesellten, gehörten bald zur Führungsschicht der Calvin-Stadt.

Eine zweite Fluchtwelle, «Second Refuge» genannt, begann 1685, als König Ludwig XIV. das Toleranzedikt von Nantes, das den Protestanten minimale Minderheitsrechte eingeräumt hatte, aufhob. Frankreich erlitt einen demografischen Aderlass, Tausende von Hugenotten, die zur intellektuellen und wirtschaftlichen Elite gehörten, verliessen das Land. Ein Teil liess sich in Brandenburg-Preussen nieder, andere in Russland oder eben in Genf, wo der Finanzplatz einen neuen Aufschwung erlebte.

Paradox war aber dies: Nicht wenige jener Bankiers, deren Vorfahren und Verwandte Frankreich aus Glaubensgründen fluchtartig verlassen hatten, betätigten sich nun als Geldgeber der französischen Krone. Auch die zu Prunk und Ausschweifung tendierende französische Aristokratie suchte künftig Hilfe und Kredit bei den sittenstrengen Genfern. Non olet – Geld riecht nicht, sagte schon Kaiser Vespasian. «Wenn ein Genfer Bankier aus dem Fenster springt, springt ihm nach! Sicher gibt es etwas zu verdienen!», soll Voltaire gesagt haben. Und er verstand sich aufs Geschäftemachen.

Und so erstaunt es auch nicht, dass der unglückliche König Ludwig XVI. bei Ausbruch der Französischen Revolution 1789 einen Befreiungsschlag versuchte, indem er den Genfer Bankier Jacques Necker, Nachkomme brandenburgischer Vorfahren, zum letzten französischen Finanzminister berief. Aber auch Necker konnte das Königreich nicht mehr sanieren. Bald wurde er entlassen und zog sich nach Coppet zurück. Der König aber wurde 1793 zum Tod verurteilt und guillotiniert.

Die Französische Revolution versetzte auch dem Finanzplatz Genf einen Schlag – schlimmer



*Zwischen den Flaggen der Welt sucht Genf seit hundert Jahren nach dem, was Nationen trennt und verbindet.*

noch: Das nachrevolutionäre Frankreich setzte gar der Souveränität Genfs ein Ende und degradierte es zur französischen Provinzstadt. Erst mit dem Abtritt Napoleons und dem Abzug der französischen Truppen Ende 1813 erlangte Genf wieder seine Unabhängigkeit, aber nicht für lange Zeit. Zwei Jahre später schloss sich der Kleinstaat als neuer Kanton der Eidgenossenschaft an.

Diese Vernunfttehe erwies sich langfristig als gute Anlage. Denn als Teil der neutralen und stabilen Schweiz konnte sich Genf im 19. Jahrhundert nicht nur als Finanzplatz, sondern auch als Ort der diploma-

tischen Vermittlungsarbeit neu positionieren. Nach der Gründung des Roten Kreuzes 1863 durch den wirtschaftlich erfolglosen, aber visionären Genfer Patrizier Henri Dunant erwarb sich die Calvin-Stadt den Ruf einer Kapitale des Friedens und des humanitären Völkerrechts.

### Tausendundeine Nacht

Der eigentliche Gründungsakt des internationalen Genf erfolgte nach dem Ersten Weltkrieg: 1920 wurde die Schweizer Stadt und nicht das belgische Brüssel zum Sitz des Völkerbunds gewählt. Dabei erwies sich wie erwähnt die protestantische Tradition der Stadt als Trumpf, aber auch die Tatsache, dass die vom Krieg verschonte Schweiz über eine intakte Infrastruktur verfügte.

Obwohl der Völkerbund ein eher unrühmliches Ende nahm, kam Genf nach dem Zweiten Weltkrieg erneut zum Zug, als es – neben New York – zur Uno-Stadt wurde. Als Sitz der Vereinten Nationen und zahlreicher internationaler Organisationen entwickelte sich Genf mehr und mehr zur interkontinentalen Konferenzdrehscheibe. Der Finanz- und Handelsplatz bekam damit neuen Aufschwung. In der Entkolonialisierungszeit floss neues Kapital aus Afrika und Asien nach Genf. Nach der Suezkrise 1956 und der Verstaatlichung des Suezkanals durch Gamal Nasser liessen sich jüdische Baumwollhändler aus Ägypten und dem Sudan an der Genfer Seebucht nieder.

In den 1970er Jahren wurde Genf im ganzen arabischen Raum populär. König Faisal von Saudi-Arabien liess sich einen monumentalen und luxuriösen Sitz bauen und schenkte der Stadt eine Moschee. In Genf begannen Geschichten zu zirkulieren wie aus Tausendundeiner Nacht. Sie handelten davon, wie saudische Kunden und Kundinnen in den Geschäften der Innenstadt in kurzer Zeit zig Millionen für Kleider und Uhren zurückliessen.



*«Hort der Menschenrechte, der Nächstenliebe und des Roten Kreuzes, Stadt des Friedens und des humanitären Völkerrechts.»*

In den 1990er Jahren, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, strömten reiche Leute aus den früheren Sowjetrepubliken nach Genf. Britische und russische Trader liessen in der einst calvinistisch nüchternen Cité den Champagner fliessen. Oligarchen deponierten ihre Millionen und betätigten sich als Mäzene im Genfer Kultur- und Sportleben – eine *bonanza*, die erst nach Ausbruch des Ukraine-Kriegs und mit den westlichen Sanktionen gegen das Putin-Regime ihr Ende nahm. Dafür gewann Genf in den letzten Jahren als Zentrum des weltweiten Rohstoffhandels immer mehr an Bedeutung.

### Fragiles Geschäftsmodell

Und schliesslich blieb auch die alte französische Elite ihrem Refugium treu. Während des Algerienkriegs parkierten wohlhabende Franzosen ihre Vermögen in Genf, während sich die algerischen Nationalisten in der französischen Schweiz organisierten und finanzierten, bis Algerien mit dem Vertrag von Evian 1962 in die Unabhängigkeit entlassen wurde.

Einen weiteren Zufluss von französischem Kapital verzeichnete Genf 1981, als der Sozialist François Mitterrand zum Staatspräsidenten gewählt wurde. Genf blieb auch danach ein siche-

rer Ort und Hort für französische Vermögen. Der Journalist Marc Guéniat, Sohn eines Genfer Vermögensverwalters, erzählt in einem lesenswerten Buch, dass sein Papa öfters die Familienferien in Frankreich dazu benützte,

### Genf hat bisher alle Verwerfungen der Geschichte mit erstaunlichem Geschick und Resilienz verarbeitet.

um guten Kunden ein Kuvert mit Bündeln von Banknoten ins Haus zu liefern – ein Postdienst der besonderen Art. So archaisch geht es heutzutage nicht mehr zu. Aber Genf gilt bei Frankreichs Wohlhabenden auch heute noch als gute Adresse, obwohl das Schweizer Bankgeheimnis auch nicht mehr das ist, was es einst war.

Genf hat bisher alle Verwerfungen der Geschichte mit erstaunlichem Geschick und Resilienz verarbeitet. Es ist aus Krisen fast immer gestärkt hervorgegangen. Diese ausserordentliche und erstaunliche Erfolgsgeschichte hat aber ihren Preis: Genf ist eine der teuersten Städte der Welt, die Einkommensschere geht hier weit auseinander. Und dieses hochkomplexe *haut de gamme*-Uhrwerk läuft auch

nur deshalb wie geschmiert, weil jeden Morgen mehr als 100 000 Grenzgänger aus Frankreich kommen, um das Getriebe in Gang zu halten.

Und eben: Das Erfolgsmodell Genf lässt nicht wenige Menschen auf der Seite, die die glitzernden Vitrinen der Rue de Rhône nur von aussen anstarren können. Dies weckt Frustration, Neid und Aggressivität, nicht nur zu Hause, sondern auch bei den Nachbarn. Deshalb ist der kommende G-7-Gipfel für die erfolgsverwöhnte Stadt ein Risiko. Aber vielleicht kommt es ja noch einmal gut heraus, wie so oft in Genf.

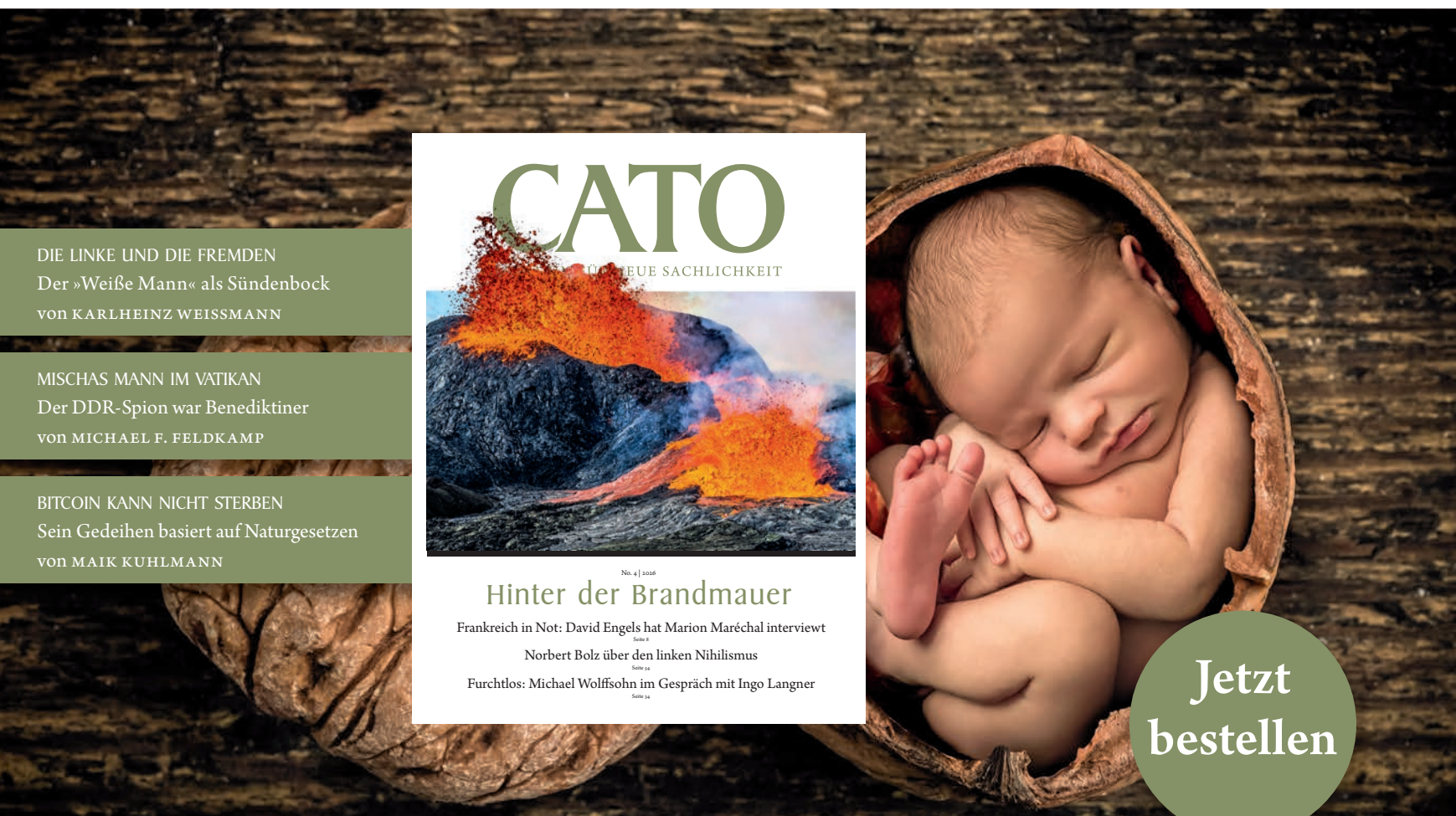
### Weiterführende Literatur:

Mathieu Caesar, Corinne Walker und Olivier Perroux: *Histoire de Genève* (drei Bände im Taschenbuchformat). Editions Alphil, Neuenburg 2002

Marc Guéniat: *Genève confidentiel. La ville qui aimait l'argent des autres*. Stock, Paris 2026

Volker Reinhardt: *Die Tyrannei der Tugend. Calvin und die Reformation in Genf*. C. H. Beck, München 2009

HLS (Historisches Lexikon der Schweiz): in Deutsch, Französisch und Italienisch. Zielführende Einträge: Genf Gemeinde, Genf Kanton, Protestantische Glaubensflüchtlinge, Uhrenindustrie u. a.



**CATO**  
DIE NEUE SACHLICHKEIT



No. 4 | 2026

**Hinter der Brandmauer**

Frankreich in Not: David Engels hat Marion Maréchal interviewt  
S. 14

Norbert Bolz über den linken Nihilismus  
S. 22

Furchtlos: Michael Wolfssohn im Gespräch mit Ingo Langner  
S. 34

- DIE LINKE UND DIE FREMDEN  
Der »Weiße Mann« als Sündenbock  
VON KARLHEINZ WEISSMANN
- MISCHAS MANN IM VATIKAN  
Der DDR-Spion war Benediktiner  
VON MICHAEL F. FELDKAMP
- BITCOIN KANN NICHT STERBEN  
Sein Gedeihen basiert auf Naturgesetzen  
VON MAIK KUHLMANN

Jetzt  
bestellen



Bestellen Sie sich CATO bequem nach Hause.  
Als Einzelheft oder bequem im Abonnement-Bezug.

Weitere Details und Angebote  
[www.cato-magazin.de/Abo](http://www.cato-magazin.de/Abo)  
Telefon +49 . 30 . 81 09 67 80



# Rassismus gegen Weisse

Der Tod des britischen Studenten Henry Nowak und seine Folgen.

Francis Pike

Die Körperkamera eines Polizisten zeichnete die Szene am Abend des 3. Dezember 2025 auf: «Ich bin niedergestochen worden. Ich kann nicht atmen. Rufen Sie einen Krankenwagen», sagte keuchend Henry Nowak, ein achtzehnjähriger Erstsemesterstudent der Universität Southampton.

Vier Mal wiederholte er: «Ich bin niedergestochen worden.»

«Ich glaube nicht, Kumpel», antwortete ein Polizist lustlos.

Dann zerrten mehrere Polizisten den am Boden liegenden Studenten über den Asphalt und legten ihm Handschellen. Zusammengekrümmt, das Gesicht in den Boden ge-

*«Ich bin niedergestochen worden. Ich kann nicht atmen. Rufen Sie einen Krankenwagen.»*

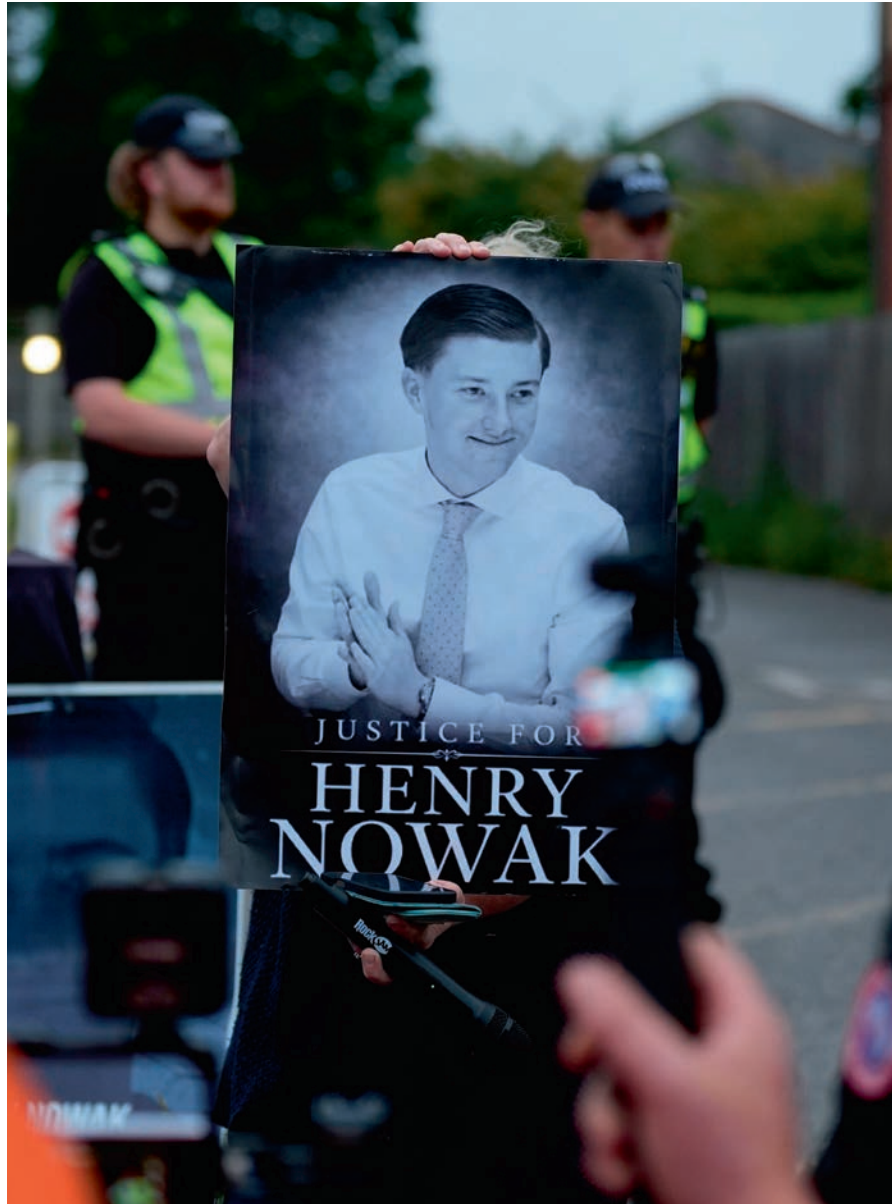
drückt, protestierte der stöhnende Nowak: «Ich kann nicht atmen.»

Ein anderer Polizist erwiderte: «Er ist nicht niedergestochen worden. Ich weiss nicht, warum er das sagt.»

## Täter filmte sein sterbendes Opfer

Zwischen Stöhnlauten klagte Nowak zum siebten Mal, er bekomme keine Luft. Daraufhin verlas ihm ein Polizist seine Rechte und nahm ihn fest. Erst drei Minuten nach Beginn der Aufnahme wurde ein Krankenwagen gerufen. Zu spät. Mit fünf Stichwunden im Gesicht, in der Brust und im Genitalbereich starb er – seine letzten Momente in völliger Erniedrigung. Keiner der anwesenden Polizisten wurde suspendiert, geschweige denn festgenommen.

Was führte zu dieser entsetzlichen Szene? Nowak war auf dem Heimweg, nachdem er das Ende seines ersten Semesters gefeiert hatte. Betrunkener war er nicht. In einer Vorortstrasse traf er auf Vickrum Digwa, einen britischen Sikh. Es folgte eine verbale und körperliche Auseinandersetzung. Digwa griff nach Nowaks Handy und stach ihn mit einem zeremoniellen Sikh-Dolch (Kirpan) nieder. Der Offensive Wea-



*Am eigenen Blutstrom erstickt: Student Nowak.*

pons Act von 2019 schützt eigens das Recht der Sikhs, Kirpans zu besitzen und weiterzugeben. Blutend versuchte Nowak zu fliehen, bevor er zusammenbrach.

Nun wurde Digwas Familie aktiv, um die Tat zu vertuschen. Sein Bruder rief die Polizei und behauptete fälschlich, Digwa sei rassistisch angegriffen worden. Bald trafen auch Digwas Eltern ein. Seine Mutter, Kiran Kaur, nahm die Tatwaffe an sich und versteckte sie. Derweil filmte Digwa den sterbenden Nowak. Als die Polizei eintraf, behauptete er, Nowak

habe ihn einen «Paki» genannt (eine rassistische Verkürzung für Pakistaner) und ihm den Turban heruntergerissen.

Anders als Nowak wurde sein Mörder ohne Handschellen in Gewahrsam genommen. Laut Berichten führte man Digwa – noch immer ohne Handschellen – in die Polizeikantine, damit er sich sein Essen aussuchen konnte, während Nowak in die Leichenhalle gebracht wurde. Später stellte sich heraus, dass Digwa von Messern besessen ist und lauter tödliche Waffen in seinem Schlafzimmer lagerte:

Machete, Springmesser, Schwerter. Sogar seine Grossmutter nannte ihn einen «schwierigen Jungen». Digwa wurde zu zwanzig Jahren Haft verurteilt; seine Mutter wartet auf das Strafmass, Vater und Bruder sind wegen Waffenbesitzes angeklagt.

Die Webcam-Aufnahme wurde nach dem Prozess der vergangenen Woche freigegeben und ging sofort weltweit viral. Selbst das Weisse Haus und Elon Musk äusserten sich. Vizepräsident J.D. Vance machte die britische Regierung für die «Politik des Selbsthasses» und die «Masseninvasion von Migranten» verantwortlich.

### Niederknien für George Floyd

In Southampton folgte eine Massendemonstration. Medien und Politiker, die zum Mord bislang geschwiegen hatten, liefen plötzlich zu Hochform auf. Bald hiess es, die verzögerte Empörung über die Behandlung Nowaks – eines Studenten mit tadellosem Verhalten – stehe in scharfem Kontrast zum Tod George

### *Das falsche Narrativ der Sklavereigeschichte erhob sein hässliches Haupt.*

Floyds, der im Juni 2020 starb, nachdem ein Polizist auf seinem Hals gekniet hatte. Wenige Tage danach, als das Ereignis in Amerika gewalttätige Black-Lives-Matter-Demonstrationen auslöste, liess sich Premierminister Sir Keir Starmer, damals Oppositionsführer der Labour-Partei, zum «Niederknien» für Floyd hinreissen – einen Berufskriminellen und Drogenabhängigen.

Die britischen Institutionen, die Polizei eingeschlossen, taten es ihm gleich. Die Linke schaute stolz zu, wie Randalierer die Statuen jeder Figur niederrissen, die mit Sklavenhandel oder Kolonialismus in Verbindung stand. In London sprühten Black-Lives-Matter-Demonstranten «racist» auf Winston Churchills Statue am Parliament Square. In Oxford forderten Studenten, die Statue von Cecil Rhodes, dem Gründer Rhodesiens (heute Simbabwe), am Oriel College zu entfernen. Insgesamt nahmen Aktivisten sechzig Denkmäler ins Visier.

Das falsche Narrativ der Sklavereigeschichte erhob sein hässliches Haupt. Laut den Linken hat Britannien die Sklaverei erfunden – obwohl sie nahezu jede Gesellschaft der Weltgeschichte praktiziert hat. Afrika eingeschlossen. Wie mir ein nigerianischer Freund einmal hinter vorgehaltener Hand sagte: «Mein Urgrossvater hielt sich Sklaven.»

Stellen wir die Dinge richtig: Sklaverei war im Vereinigten Königreich nie erlaubt. Den atlantischen Sklavenhandel britischer Händler verbot das Parlament mit dem Abolition of Slave Trade Act von 1807 – Britannien war das

erste grosse Land, das den Handel untersagte. Danach gab es 2,5 Prozent seines Bruttoinlandsprodukts dafür aus, eine Flotte im Südatlantik zu unterhalten, die Sklaven von fremden Schiffen befreite.

Auch den nahöstlichen Sklavenhandel, der weitaus grösser war als der transatlantische, zwang die Royal Navy mit Kanonenbootdiplomatie zur Aufgabe. Schätzungsweise 150 000 Sklaven wurden befreit; bis weit ins 20. Jahrhundert stellte Britannien Freilassungsurkunden aus.

Das von linken Lehrern gesponnene falsche Sklavereinarritiv schuf den Nährboden, auf dem die Critical Race Theory die britischen Institutionen erfasste. Die Floyd-Episode lieferte den Katalysator für Schulungen an Polizeiakademien, die die Rechte der Einwandererbevolkerung über jene der einheimischen Weissen stellten. Aus Angst vor dem Rassismusvorwurf zog sich die Polizei aus den Einwanderergemeinschaften zurück – besonders den muslimischen. Daher die über fünfzig Scharia-Gerichte im Königreich.

Die Förderung des Multikulturalismus und die Absage an die Integration, von jeder Regierung, ob Labour oder Konservative, seit den späteren 1990er Jahren praktiziert, waren für die britische Gesellschaft katastrophal. Zwanzig Jahre lang waren muslimische Banden für eine Epidemie der Anbahnung (*grooming*) und Vergewaltigung minderjähriger Mädchen verantwortlich. Polizei, Sozialarbeiter und Justiz ignorierten diese Verbrechen wissentlich – entweder aus Ideologie oder aus Angst vor dem Rassismusvorwurf.

Fünf dieser Jahre war Sir Keir Starmer Britanniens Generalstaatsanwalt. In der heutigen Regierung ernannte er seinen Anwaltskollegen Baron Hermer zum Generalstaatsanwalt – obwohl dieser eng mit der Strafverfolgung britischer Soldaten verbunden war, die man fälschlich beschuldigte, im Irakkrieg Zivilisten und Kombattanten getötet und gefoltert zu haben. Die angeblichen Opfer waren, wie sich herausstellte, von der iranischen Regierung fürs Lügen bezahlte Soldaten. Der Anwalt Philip Shiner, ein enger Kollege Hermers, wurde verhaftet und des Betrugs schuldig gesprochen.

### Hass auf Geschichte und Kultur

Andrew Tettenborn, Juraprofessor an der Swansea Law School und einer der seltenen nichtsozialistischen Akademiker, bemerkte über jüngst enthüllte Hermer-Dokumente: «Sie zeigen, dass er [Baron Hermer] ein Mensch ist, der – wie viele aus der linken Intelligenz, die in den späten 1980er Jahren die Universität durchliefen – den britischen Staat nicht besonders mag, Vorbehalte gegen seine Traditionen hegt und seine Streitkräfte mit einer Skepsis betrachtet, die an offene Feindseligkeit grenzt.»

Das linke Establishment ist inzwischen so von Hass auf britische Geschichte, Kultur und Kapitalismus durchdrungen – auf alles, was Britannien grossmachte –, dass sogar die historische Stammwählerschaft der Labour-Partei, die weisse Arbeiterklasse, kurz vor dem offenen Aufstand steht.

Nach dem Mord an Henry Nowak wurde gefragt, warum Sir Keir, der für einen schwarzen amerikanischen Kriminellen das Knie beugte, dies für einen weissen britischen Studenten von tadellosem Charakter nicht tat. Kein Wunder, nennt man ihn «two tier Keir» (Zweierlei-Mass-Keir) – weil er das eine Mass für Einwanderer und ein anderes für einheimische Weisse anlegt. Reform-Chef Nigel Farage, erbitterter Gegner des Multikulturalismus von Labour und Konservativen, die er als Einheitspartei bezeichnet, protestierte: «Alle Werte und Lebensstandards eines freien Landes wurden in den Dreck getreten. Hier ist der Beweis, falls es je einen brauchte, dass wir in einer Zweiklassenkultur leben, in der die Rechte und Privilegien weisser Menschen weniger zählen als jene ethnischer Minderheiten.»

Die durchdringende Kultur des antiweissen Rassismus bestätigte sich am Wochenende erneut: Wie bekannt wurde, schliesst das steuerfinanzierte National Audit Office weisse Männer von Praktikumsstellen aus.

### Gehirnwäsche des Establishments

Sir Keir behauptete, es sei Farage von der Partei «Reform», der rassistische Spaltungen schüre. Der Premierminister und seine Labour-Partei verschliessen die Augen vor der Realität. Die

### *Polizei, Sozialarbeiter und Justiz ignorierten diese Verbrechen – aus Angst vor dem Rassismusvorwurf.*

Linke weigert sich, die Verantwortung für rassistische Spaltungen im Vereinigten Königreich zu übernehmen, und behauptet stattdessen, sie sei das Opfer rechter Vorurteile.

Starmer hat es, wie die Anführer der Einheitspartei vor ihm, versäumt, die destabilisierende Massenzuwanderung und die woke Gehirnwäsche von Polizei und Establishment in den Griff zu bekommen. Die Übernahme von «Critical Race Theory», «DEI» und «White Privilege» hat eine beispiellose Krise gesellschaftlicher Disharmonie ausgelöst.

Schon 1968 warnte der konservative Politiker Enoch Powell in einer berühmten Rede vor den Gefahren unkontrollierter Einwanderung; seine berüchtigte «Rivers of Blood»-Rede erwies sich als prophetisch. Der Tod von Henry Nowak, der in seinem eigenen Blut erstickte, hat gezeigt, dass diese Befürchtungen wahr geworden sind.



«Kubaner passen sich an. Aber ich habe auch erlebt, wie sie plötzlich aufbegehren»: Altstadt von Havanna.

## «Fast jede Option kann zu Chaos führen»

Kuba steht vor dem Kollaps. Wie würden die Kubaner auf eine US-Intervention reagieren? Reporterlegende Jon Lee Anderson, einer der besten Kenner der Insel, über die Situation vor Ort und das Vermächtnis des Revolutionärs Che Guevara, dessen Grab er entdeckt hat.

*Urs Gehrig*

**K**ubas Revolution galt einst als Erfolgsmodell für den weltweiten Befreiungskampf und als Symbol des Anti-imperialismus. Heute ist das Land komplett bankrott. Während der letzten fünf Jahre hat jeder fünfte Kubaner seine Heimat verlassen. Nun fliehen ausländische Unternehmen aus Kuba.

Seit dem Sturz von Nicolás Maduro in Venezuela fließt kein Benzin mehr aus dem «Bruderstaat» auf die Zuckerinsel. Sukzessive drücken die USA den Kubanern den Schnauf ab. US-Präsident Donald Trump sieht in Kuba eine überreife Frucht, die ihm demnächst in

den Schoss fallen werde. «Ich glaube, ich kann damit machen, was ich will», sagte er unlängst.

Die Menschen seien erschöpft, es bestehe «die Gefahr von Hungersnöten, neuen Viren, Umweltgefahren und weitreichenden Aufständen», schreibt Jon Lee Anderson, Reporterlegende des Magazins *New Yorker*, in seinem jüngsten Artikel «Is Cuba Next?».

Anderson zählt zu den besten Kennern Kubas. In zahlreichen Artikeln und Büchern hat er die Revolution und den stetigen Niedergang seit dem Fall der Sowjetunion protokolliert.

Anderson hat jahrelang auf Kuba gelebt und eine bahnbrechende Biografie Che Gue-

varas verfasst. Im Zuge seiner Recherchen hat er 1995 in Bolivien das Grab des Revolutionärs aufgespürt. Entgegen langjährigen Behauptungen wurde Ches Leiche nicht kremiert,

*«Auf Kuba hört man Warnungen an die Amerikaner: <Wir werden einen Guerillakrieg führen.>>*

sondern unter einer Landepiste im bolivianischen Vallegrande verscharrt. In einer weltweit aufsehenerregenden Operation wurden die sterblichen Überreste des Guerilleros ex-

humiert und nach Kuba überführt, wo sie in Santa Clara in einem Mausoleum beigesetzt wurden, das zur Pilgerstätte für seine Anhänger und westliche Revolutionsromantiker geworden ist.

Wir haben Anderson in Bern getroffen, wo er im Rahmen des True Story Festivals über die bewegte Geschichte und die gegenwärtige Lage Kubas referierte.

**Weltwoche:** Mr Anderson, in Ihrer jüngsten Reportage aus Havanna zitieren Sie einen Freund, der jahrzehntelang im Dienst der Revolution gestanden hat. «Es ist mir mittlerweile egal, wie es geschieht, aber diese Situation muss ein Ende haben», sagte er Ihnen verbittert. Würden die Kubaner eine Übernahme durch die USA akzeptieren, um eine quasi-amerikanische Kolonie zu werden?

**Jon Lee Anderson:** Ich glaube, manche Kubaner würden das tun, weil sie so zermürbt sind und die Misere schon so lange andauert. Wie viele es genau sind, ist schwer zu sagen, denn wir wissen nicht, was in den Herzen der Menschen vorgeht und wie sie denken. Nicht alle würden eine amerikanische Übernahme akzeptieren. Aber ja, es gäbe etliche, die dazu bereit wären. Als Richtmass muss man sich bloss diejenigen vor Augen führen, die bereits abgewandert und nach Miami übersiedelt sind. Einige von ihnen wurden sofort zu einer Art Trump-Anhängern, sie sind auf Seiten der Republikaner.

**Weltwoche:** Sie haben in Ihrer Rede am True Story Festival in Bern eine interessante Aussage gemacht: Es gebe auf Kuba ein Netzwerk im Untergrund. Dieses könnte Ihrer Meinung nach bewaffnet werden. Wie schätzen Sie die Chancen ein, dass dieses Netzwerk im Fall einer amerikanischen Übernahme Widerstand leisten würde?

**Anderson:** Auch hier kann ich keine Prognose abgeben, da es unmöglich ist, vorherzusagen, wie die Menschen auf ein solch historisches Ereignis reagieren würden. Aber ich habe viel Zeit vor, während und nach der amerikanischen Invasion in Saddam Husseins Irak verbracht. Ich habe gesehen, wie sich aus dem Sicherheitsapparat der Aufstand gegen die Amerikaner entwickelt hat. Auf Kuba hört man Warnungen an die Amerikaner: «Wenn ihr bei uns interveniert, werden wir einen Guerillakrieg führen.» Die Amerikaner denken vielleicht: «Ach, die ziehen sich in die Berge zurück, und dann können wir sie dort mit Drohnen bekämpfen und töten.» Das muss nicht so laufen. Wie im Irak könnte es passieren, dass aus dem Untergrund ein verdeckter Aufstand geführt wird. Im Irak begann es mit

Attentaten, gefolgt von Autobomben, gefolgt von Geiselnahmen. Wenn ich einen Aufstand organisieren würde, würde ich so vorgehen. Haben die Kubaner diesen Plan? Das kann ich nicht sagen. Aber wenn die kubanische Führung, wie kürzlich geschehen, die Amerikaner vor einem Guerillakrieg warnt, dann muss man mit all diesen Möglichkeiten rechnen. Deshalb sollten die Amerikaner vorsichtig sein, wenn sie davon sprechen, in Kuba einzumarschieren.

**Weltwoche:** Auf Kuba gibt es keine organisierte politische Opposition. Die bekanntesten Dissidenten sind entweder tot, inhaftiert oder im Exil. Wie sehen Sie die Chancen, dass die Amerikaner einen Übergang mit einem ähnlichen Szenario wie in Venezuela herbeiführen, wo sie Staatschef Maduro entführt und durch seine Stellvertreterin ersetzt haben, die sie nun wie eine Marionette dirigieren?

**Anderson:** Wenn Raúl Castro morgen stirbt, könnte das die Lage verändern.

**Weltwoche:** Der 95-jährige Bruder von Fidel Castro trat 2018 als Präsident Kubas und 2021 als Erster Sekretär der Kommunistischen Partei Kubas zurück, ist aber offenbar nach wie vor eine einflussreiche Persönlichkeit.

**Anderson:** Im Moment hat er immer noch Einfluss auf die Sicherheitskräfte und Generäle, die jahrelang unter ihm dienten, primär über seinen Enkel Raúl Guillermo Rodríguez Castro. Er hat diese Art mystischer Ausstrahlung, weil er einer der ursprünglichen, historischen Anführer der Revolution, der «Barbudos», ist.

**Weltwoche:** Diese tragen den Spitznamen «Los Barbudos» (die Bärtigen), weil sie sich während der Revolution lange, dicke Bärte wachsen liessen.

**Anderson:** Aber solange er lebt, ist unsicher, wer sich als neuer starker Mann durchsetzen könnte. Es könnte sich eine Gruppe von Generälen erheben, die sich dem Kapitalismus verschreiben und bereit sein könnten, zu verhandeln. Aber im Moment macht es nicht den Anschein, dass dies passieren könnte.

**Weltwoche:** Was ist mit Kubas Staatschef Miguel Díaz-Canel, der auch Erster Sekretär der Kommunistischen Partei Kubas ist?

**Anderson:** Möglicherweise lassen sie Díaz-Canel im Regen stehen, wenn sie von den Amerikanern dazu gezwungen würden. Sie könnten sagen: «Okay, lasst uns Miguel Díaz-Canel loswerden und jemand anderen finden, der akzeptabler ist.» Da ist ein Mann, der als stellvertretender Aussenminister amtiert und sehr intelligent ist, der Diplomat Carlos R. Fernández de Cossio. Es gibt eine weitere Person, der Minister des Aussenhandels [Oscar Pérez-Oliva Fraga; Anm. d. Red.], der bei ausländischen

Regierungen sehr beliebt ist. Er ist gut ausgebildet. Er trägt zwar nicht den Namen Castro, ist aber ein Grossneffe von Fidel und Raúl. Von jemandem wie ihm wird oft gesprochen,

*«Wie im Irak könnte es passieren, dass aus dem Untergrund ein verdeckter Aufstand geführt wird.»*

er könnte eine führende Rolle übernehmen. Würde das Volk den neuen Figuren den Rückhalt verweigern, ähnlich wie die Venezolaner Delcy Rodríguez [Nachfolgerin Maduros; Anm. d. Red.]? Möglicherweise. Vielleicht warten sie ab, bis Präsident Díaz-Canel seine Amtszeit in zwei Jahren beendet hat, und lassen dann die Partei verkünden, dass man eine andere Partei oder eine Verfassungsänderung zulassen wird. All diese Szenarien sind möglich. Ich bin sicher, die CIA hat verschiedene Pläne ausgearbeitet. Aber fast jede Option kann zu Chaos führen. Denn wenn es ein Verfassungsreferendum gibt, wird der durchschnittliche Kubaner denken: «Wir hatten noch nie die Möglichkeit, so mitzureden.» Würde die Regierung also nur den Abgeordneten der Kommunistischen Partei erlauben, an diesem Verfassungsreferendum teilzunehmen, oder allen Kubanern? Wenn sie das täten und das Volk sagen würde: «Ja, wir wollen einen freien Staat, wir wollen die Macht der Kommunistischen Partei beenden», dann könnte etwas Unvorhergesehenes passieren. Genau wie es in Ostdeutschland oder der Sowjetunion passiert ist. Kubaner sind unberechenbar. Sie passen sich an, weil sie sich daran gewöhnt haben. Aber ich habe auch erlebt, wie sie plötzlich aufbegehren. >>>



«Che war brilliant»: Autor Anderson.

REICHMUTH & CO  
PRIVATBANKIERS

Bei echten Privatbankiers.

Jürg Staub, Christof Reichmuth und Remy Reichmuth (v.l.), unbeschränkt haftende Gesellschafter.

**Weltwoche:** Der wichtigste Verhandlungspartner der Trump-Regierung ist Raúl Guillermo Rodríguez Castro, der Enkel von Raúl Castro und dessen persönlicher Leibwächter. Er trägt den Spitznamen «El Cangrejo» – die Krabbe.

**Anderson:** Weil er an einer Hand einen zusätzlichen Finger hatte. Ich glaube, der wurde ihm entfernt.

**Weltwoche:** Sie haben ihn als zwielichtige Gestalt beschrieben. Obwohl der Castro-Clan in der Öffentlichkeit einen zurückhaltenden Lebensstil pflegt, liebt er offenbar das Jet-set-Leben. In Havanna geht das Gerücht um, Rodríguez Castro sei in verschiedene Geldgeschäfte verwickelt. Wer ist der 41-jährige Castro-Spross?

**Anderson:** Er hat den Rang eines Obersten im Innenministerium. Er ist die Verbindungsperson zu seinem Grossvater. Er trägt gern teure Uhren. Er behauptet, nichts gegen den Kapitalismus zu haben. Er mag die schönen Dinge im Leben. Ich glaube, er hegt selbst Präsidentschaftsambitionen.

**Weltwoche:** Hat er denn Anhänger? Er verkörpert die Ideale der Revolution nicht.

**Anderson:** Nein, er ist bei den normalen Kubanern nicht besonders beliebt. Andererseits könnte es zu einer Situation kommen, in der

*«Gegen Ende war er weniger gewalttätig als noch während der Machtübernahme in Kuba.»*

die Leute darauf setzen, dass derjenige, der die Macht hat, auch derjenige ist, den man unterstützen sollte.



**Weltwoche:** Sie haben jahrelang die Spuren von Che Guevara verfolgt, dessen Grab gefunden und die Standardbiografie über das Revolutionsidol geschrieben. Welche positiven Eigenschaften dieser Jahrhundertfigur sind Ihnen besonders aufgefallen?

**Anderson:** Zuerst möchte ich festhalten, dass alle Eigenschaften, die man als positiv werten kann, auch ihre Schattenseiten haben. Sein Antrieb nährte sich aus der Empörung über soziale Ungerechtigkeit. Das führte dazu, dass er ein bewaffneter Revolutionär wurde. Er blieb seinen Überzeugungen treu und war bereit, für sie zu sterben. Und so schuf er ein Paradigma für die Moderne, für die Generation der sechziger Jahre, dass man ein Idealist sein und seine Träume bis zum Äussersten verfolgen konnte. Heute wissen wir, dass einige dieser Eigenschaften nicht unbedingt die bewundernswertesten sind. Che Guevara zeigte, dass ein Einzelner versuchen kann, die Welt zu verändern. Aber auch Osama bin Laden hat das getan. Es gibt also viele Beispiele von Menschen, die versuchen, die Welt zu ver-

ändern, und das auf die abscheulichste Art und Weise tun. Doch Che war kein Terrorist. Ein Merkmal Che Guevaras ist, dass er sich ständig weiterentwickelte. Gegen Ende war er weniger gewalttätig als noch während der Machtübernahme in Kuba. Er war erst 39, als er starb. Wer weiss also, was aus ihm mit fünfzig geworden wäre.

**Weltwoche:** Was an Ches Charakter zeichnete ihn besonders aus?

**Anderson:** Ich finde, er war brillant. Ich finde, er war mutig. Er war sehr intelligent, und ich glaube, er war sehr sensibel. Und all das zusammen ergab diese Art von explosiver Mischung, die den Mann ausmachte. Was ihn für die etablierte Ordnung am gefährlichsten machte, war seine charismatische Art, persönlich als Vorbild voranzuschreiten. Das bewunderten sogar seine Gegner an ihm. Der CIA-Agent, der ihm sein Todesurteil verkündete, fühlte sich dazu getrieben, ihn zu umarmen,

*«Che Guevara war ein Mann, der sogar seine Feinde dazu brachte, ihn zu bewundern.»*

und er behauptete später, er habe kurz nach seinem Tod Ches Asthma bekommen. Wissen Sie, das war das Faszinierende an Che: Er war ein Mann, der sogar seine Feinde dazu brachte, ihn zu bewundern.

**Weltwoche:** Der zigarrenrauchende Che ist noch heute eine Ikone der politischen Linken und revolutionsromantisierten Teenager. Welche seiner Schwächen würden Sie kritisch herausstreichen?

**Anderson:** Eine Zeitlang war er in seinen Überzeugungen kompromisslos und glaubte, dass bewaffneter Guerillakrieg die Menschheit verändern könne. So ist man darauf angewiesen, die eigenen moralischen Grundsätze und die von anderen Menschen zu verletzen, um eine Utopie zu verwirklichen. Darin liegt ein Widerspruch. Die Kraft Che Guevaras liegt darin, dass er seine Prinzipien vorgelebt hat, dass er bereit war, sein Leben für ein Ideal zu opfern. Die Kraft der Jugend und des Idealismus gehört zum Besten an Che. Doch sie wird zur Gefahr, wenn man sich zu fest daran klammert. Alle bewundernswerten Beispiele seines Verhaltens bergen auch eine warnende Lehre in sich: Wenn man zu nah an die Sonne fliegt, schmelzen die Flügel. Wenn der Idealismus der Jugend nicht der Reife des Erwachsenen weicht, droht man abzustürzen.



«Die Kraft der Jugend und des Idealismus»: Fidel Castro mit Che Guevara, 1959.

Jon Lee Anderson, 69, ist seit 1998 Reporter beim *New Yorker*, für den er aus Nahost, Afrika und Südamerika berichtet. Er ist Autor des Standardwerks «Che Guevara: A Revolutionary Life». Er weilte vergangene Woche in Bern, wo er als Jury-Mitglied des True Story Festivals fungierte. <https://truestoryfestival.org/de>

# Heilige Kuh Migrant

Was der Fall Henry Nowak für Deutschland bedeutet.



**W**ie viel Doppelmoral hält eine Gesellschaft aus? In England scheint das Mass nach dem gewaltsamen Tod des achtzehnjährigen Henry Nowak allmählich voll zu sein. Es ist ein Vorgeschmack auf das, was uns in wenigen Jahren erwartet, wenn Deutschland nicht massiv umsteuert. Ein Blick in die Medien dieser Tage offenbart allerdings, dass man hier noch immer genauso wenig realisiert, welche Stunde es geschlagen hat, wie in den etablierten Parteien.

Zum einen, weil es mal wieder gefühlt ewig gedauert hat, bis man sich überhaupt widerwillig dazu herabgelassen hat, über das Schicksal des jungen Mannes aus Southampton zu berichten. Zum anderen, weil es, als man dann endlich berichtete, natürlich wieder vor allem darum ging, zu erwähnen, wer jetzt hier vermeintlich Stimmung macht und die Tat instrumentalisiert.

Dieser zynische und zutiefst kaltschnäuzige Versuch, dem Fall seinen Schrecken zu nehmen, indem man suggeriert, dass die grösste Gefahr mal wieder nicht von messerschwingenden Gewalttätern aus anderen Kulturkreisen ausgeht, sondern von «bösen Rechten», die diese Taten instrumentalisieren, um unsere bunte Vielfalts-Ponyhofwelt zu spalten, ist dabei so alt wie die unkontrollierte Migration selbst. Und vielleicht sollte diesen empathielosen Fernstenliebhabern endlich einmal gesagt werden, dass das nicht mehr funktioniert.

Die Stimmung gegen die Migration und gewisse Kulturen, die sich in Europa niederlassen, ist nicht schlecht, weil Rechte sie angeblich schüren oder Gewalttaten instrumentalisieren.

Sondern sie ist schlecht, weil es diese Taten gibt. Und zwar immer und immer wieder. Weil das Zusammenleben und die Integration dieser Menschen an vielen Punkten nicht funktioniert. Und weil staatliche Behörden in England, wie auch hier in Deutschland, im Namen des vermeintlichen Antirassismus dazu übergegangen sind, die Einheimischen wie Bürger zweiter Klasse zu behandeln. Die heilige Kuh ist der Migrant, der «Rassismus» schreit und dem man alles durchgehen lässt.

Es geht nicht darum, dass Henry Nowak aufgrund seiner schwerwiegenden Verletzungen sehr wahrscheinlich ohnehin keine Chance hatte. Es geht darum, dass dieser junge Mann seine letzten Minuten in dem Bewusstsein ver-

*Das sind ganz normale Bürger, die diese Doppelmoral nicht mehr ertragen können.*

bringen musste, dass der vermeintliche Freund und Helfer, zu dem man als Bürger Vertrauen haben sollte, kein Freund und Helfer war. Dass ihm nicht geglaubt wurde. Dass er festgenommen wurde, während der wahre Täter den Polizisten die Lüge über einen rassistischen Angriff aufstichtete. Statt ihm seine Angst zu nehmen, nahmen sie ihm seine Würde, und das ist das Unverzeihliche daran.

Vielleicht fühlen wir mit Henry Nowak und seiner Familie, weil man uns seit Jahren die Würde nimmt. Weil wir, wenn wir den Mund über diese Zustände aufmachen, als «Nazis» und «Rassisten» diffamiert werden. Weil man

uns die mittlerweile vorherrschende Realität in unseren Ländern abspricht und von einer bunten Vielfalt fabuliert, die es nie gegeben hat. Weil man kriminellen Drogensüchtigen wie George Floyd Denkmäler erbaut und verlangt, dass wir uns als weisse Mehrheitsgesellschaft in Scham und Demut versinkend in den Staub werfen, während man bei einem achtzehnjährigen Studenten, der niemandem etwas zuleide getan hat, von Instrumentalisierung und einem aufgebauchten Problem spricht. Weil die Menschen genug haben von dieser importierten Gewalt, die man hier vorher in diesem Ausmass schlicht nicht kannte.

**A**ll das ist entwürdigend. Und die Art und Weise, wie Henry Nowak die eigene Würde genommen wurde, steht symbolisch in besonderem Masse für diese woke Geiselhaft des geballten ideologischen Schwachsinns, in der wir uns seit mindestens einem Jahrzehnt befinden.

Niemand in den sogenannten Qualitätsmedien hätte bei George Floyd von einer Instrumentalisierung durch linke Kräfte geschrieben. Selbst dann nicht, als man in Berlin einen Sportplatz nach dem Mann benannte, der einer schwangeren Frau einst bei einem Einbruch eine Waffe an den Bauch hielt.

Aber nein, das sind keine Rechten. Das sind ganz normale Bürger, die genau diese Doppelmoral und die gewaltsamen Morde an unseren Kindern durch Menschen, die keinerlei Mehrwert für unsere Gesellschaften leisten, nicht mehr ertragen können.



«Wiederkehrendes Vakuum der Rationalität»: «Gassed» von John Singer Sargent, 1919.

## «Europa steht am Rande eines heissen Krieges»

Der russische Senator und frühere Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses der Duma, Alexei Puschkow, spricht über das «Ende der Geschichte», den geistigen Niedergang Europas, die militärische Lage in der Ukraine und die tieferen Ursachen eines Konflikts, der zum Flächenbrand werden könnte.

Roger Köppel

**M**ein Fahrer bringt mich in die Innenstadt. Nicht weit von hier ist der prächtige Sitz der lokalen Regierung. Die meisten Gebäude haben zwei bis drei Stockwerke, viel alte Bausubstanz. Es ist ein Quartier mit unzähligen Geschäften, Bars und Restaurants. Als ich im Sommer vor zwei Jahren hier war, herrschte abends Ausgelassenheit, eine mediterrane Stimmung in den Gassen. Jetzt, Ende Mai, ist es regnerisch, daher deutlich weniger

Betrieb. Ich steige die Treppen hoch zum Treffpunkt. Es ist ein elegantes Speiselokal im ersten Stock. Die Eigentümerin, eine attraktive Russin Anfang fünfzig, begrüsst mich. Sie zeigt mir die Räume. In einem Salon mit bereits gedecktem Tisch, es ist 17.30 Uhr, steht eine grosse Glasvitrine mit teuren Weinen, Bordeaux, Burgunder, die feinsten Kalifornier. Wirtschaftlich seien die Zeiten hart, erklärt sie, mein Staunen über die edlen Tropfen bemerkend. Neben diesem Lokal führt sie noch ein Unternehmen,

das exklusive Parkettböden herstellt. Seit dem Krieg – sie nennt es Krieg – sei der Export für sie zusammengebrochen. Man müsse irgendwie überleben. Sie fragt, ob ich einen Whisky, einen Champagner oder ein Glas Weisswein wünsche. Ich bestelle einen englischen Frühstückstee mit kalter Milch und Honig.

Der Senator erscheint pünktlich. Der Verkehr um diese Zeit ist in Moskau mörderisch. Alexei Puschkow, promovierter Politologe, Jahrgang 1954, grossgewachsen, elegant, raum-



greifender Gang, strahlt die Weltläufigkeit des langgedienten Aussenpolitikers aus. Er kam in Peking zur Welt. Seine Eltern waren in Sowjetzeiten Diplomaten. Als Senator gehört

*«Im Kommunismus geht es immer ums Totale. An diesem Punkt steht das sogenannte liberale Europa heute.»*

er dem Oberhaus der Staatsduma an. Dort bekleidete er den wichtigen Posten eines Präsidenten der Aussenpolitischen Kommission. Als Redaktionsleiter produziert und moderiert er das wöchentliche Politmagazin «Postskriptum» im russischen Fernsehen. Sein Charme ist einnehmend, sein Englisch perfekt. Ohne erkennbares Misstrauen begegnet er dem Schweizer und beginnt, kaum hat er Platz genommen, mit seinen Überlegungen. An Puschkow, diesem zutiefst auch westlich geprägten Exponenten der russischen Polit-Elite, lässt sich modellhaft der Bruch besichtigen, der gegenwärtig Russland und Europa zerrissen hat, die Enttäuschung, die Fassungslosigkeit darüber, wie es dazu kommen konnte, aber auch die immer noch spürbare Fas-

zination und das Interesse, das Russen seines Schlags dem westlichen Nachbarn weiterhin entgegenbringen.

### I. Das «Ende der Geschichte» und der Niedergang des europäischen Geistes

**Weltwoche:** Herr Senator, herzlich willkommen zu diesem Gespräch. Was sehen Sie, wenn Sie heute auf Europa blicken?

**Alexei Puschkow:** Ich schaue mir die europäischen Zeitungen an – *Le Monde*, *Süddeutsche Zeitung*, *FAZ*, *Die Zeit*, *Neue Zürcher Zeitung* –, und ich sehe die *Prawda*. Es ist das exakte Ebenbild der kommunistischen Zeit, ein monolithisches Universum der absoluten Gleichheit der Meinungen und Standpunkte. Im Kommunismus geht es immer ums Totale, ums Ganze. Alles wird eingeebnet. An diesem Punkt steht das sogenannte liberale Europa heute.

**Weltwoche:** Sie übertreiben.

**Puschkow:** Nicht im Geringsten. Nehmen Sie einen Mann wie den früheren Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg. Er war Aktivist einer Art Arbeiterjugend in Norwegen. Er kam wie viele andere regelmässig in die Sowjetunion, und viele von ihnen waren regelrecht hingerissen. Und dann gab es diesen sonderbaren Übergang zu einem neoliberalen Absolutismus. Wissen Sie, was sowohl mit dem Kommunismus als auch mit diesem neoliberalen Absolutismus nicht stimmt? Sie sind absolut überzeugt, die Geschichte sei auf ihrer Seite.

**Weltwoche:** «Das Ende der Geschichte» schrieb Francis Fukuyama.

**Puschkow:** Ja, übrigens mit einem Fragezeichen. Später, als man ihm vorwarf, er propagiere eine vereinfachte Theorie, sagte er: «Nein, nein, ich habe ein Fragezeichen gesetzt.» Aber das hilft nicht viel. Tatsächlich haben schon Marx und später Lenin und Stalin das Ende der Geschichte verkündet – wenn der Kommunismus in einem Land gesiegt habe, werde er sich über die ganze Welt ausbreiten, und das sei der Anfang vom Ende der Geschichte. Und was hören wir nun von jenen, die dieses neue, ich nenne es neoliberale totalitäre Konzept vertreten? Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion werde es einen neoliberalen Sieg geben, weltweit. Alle würden neoliberal werden.

**Weltwoche:** Eine Art Nirwana des Neoliberalismus.

**Puschkow:** Genau. Auch das Ende der Geschichte. Aber dieses Ende ist bereits wieder zu Ende. Es ist tot. Und was mich erstaunt: Das Europa von Jean-Paul Sartre, Albert Camus, Alberto Moravia, Max Frisch, Bertolt Brecht, das Europa dieser grossartigen britischen Autoren, die die Bücher gegen die totalitäre Anti-Utopie schrieben – ich meine Aldous Huxley und natürlich George Orwell –, dieses Europa hat sich in einen uniformen intellektuellen Raum verwandelt.

**Weltwoche:** Sehen Sie keine Ausnahmen?

**Puschkow:** Es gibt einige Dissidenten, ja, einige widersprechen, aber dann werden sie denunziert und ausgefiltert – wie Thilo Sarrazin. Sarrazin hat vor sechzehn Jahren in seinem Buch «Deutschland schafft sich ab» die Wahrheit gesagt. Er wurde aus der Partei geworfen, aus der Deutschen Bundesbank. Er wurde verbannt, und das einzige Vergnügen, das er vermutlich empfindet, ist, dass er recht hatte. Und selbst das ist kein Vergnügen, denn er hätte sich wohl gewünscht, unrecht zu haben.

**Weltwoche:** Eine ziemlich harte Bilanz.

**Puschkow:** Und so geht es weiter. Auch in Frankreich – wen findet man dort heute noch? Es gibt ein paar Intellektuelle, die das System hinterfragen. Aber was wir sehen, ist der Triumph des kollektiven Primitivismus eines Bernard-Henri Lévy. Dieser Bernard-Henri Lévy hat sich in Tausenden kleiner Bernard-Henri Lévy vervielfältigt, die im Grunde eine totalitäre liberale Ideologie an Universitäten und überall verbreiten. Es ist schwer, heute einen unabhängig denkenden Geist in Europa zu finden. Ich meine nicht jemanden, der Russland lieben oder unterstützen müsste – nein, sondern jemanden, der diese Fähigkeit zum kritischen Denken besitzt, die in Europa Ende des 20. Jahrhunderts so stark war. Es ist, als wäre Europa durch etwas anderes ersetzt worden.

**Weltwoche:** Nun gut, stossen wir an – auf eine Zeit, in der sich West und Ost wieder verständigen.

**Puschkow:** Prost. Schön, Sie kennenzulernen, vielen Dank.

### II. Kein diplomatischer Kanal mehr – die zyklische Irrationalität Europas

**Weltwoche:** Wir leben in gefährlichen Zeiten. Doch ausgerechnet heute gibt es keinerlei diplomatische Kanäle mehr zwischen Europa und Russland. Selbst zu Stalins Zeiten waren die Beziehungen besser. Sie stammen aus einer Familie von Diplomaten. Wie geht Russland mit dieser – bis jetzt – totalen Gesprächsverweigerung um?

**Puschkow:** Eines der historischen Merkmale Europas war – wie soll ich es ausdrücken? – ein wiederkehrendes Vakuum der Rationalität. Es kommt zyklisch vor. Der Erste Weltkrieg zum Beispiel war absolut irrational. Es gab den Anspruch, es sei ein Krieg gewesen, den niemand wollte, von dem aber jeder wusste, dass er kommen würde. Können Sie das erklären? Wer hat vom Krieg in Europa profitiert? Ich kann es Ihnen sagen: die Vereinigten Staaten. Aber man kann ihnen das nicht zum Vorwurf machen. Sie wurden einfach zur ökonomischen Supermacht der Welt, während sich die Europäer ohne erkennbaren Grund gegenseitig umbrachten. All diese kleinen Dinge – der Streit Deutschlands um Kamerun in Afrika oder um Namibia, der Streit Frankreichs um Elsass-Lothringen –

konnten doch nicht ernsthaft ein Kriegsgrund sein. Und warum traten die Briten ein? Für sie war der Einsatz gleich null. Sie traten ein, um Deutschland einzudämmen. Kein britisches nationales Interesse stand auf dem Spiel. Die Briten wollten keine deutsche Vormachtstellung in Europa, aber ist das ein Grund, in einen Krieg einzutreten, der zehn oder zwölf Millionen Tote forderte, drei Monarchien und drei Imperien stürzte, das Deutsche, das Österreich-

*«Militarismus war schon immer ein wesentliches Merkmal der europäischen politischen Mentalität.»*

Ungarische und das Russische Reich, und auf die Psyche Europas extrem negative Folgen hatte? Hätte es den Ersten Weltkrieg nicht gegeben, wären weder der Bolschewismus in Russland noch Hitler in Deutschland gekommen. Auch Mussolini wäre uns erspart geblieben in Italien.

**Weltwoche:** Was ist Ihre Erklärung?

**Puschkow:** Europa fällt immer wieder in ein Vakuum der Rationalität. Und paradoxerweise besitzt Europa zugleich eine sehr starke kritische, intellektuelle Tradition, die Tradition Descartes', Voltaires: Alles muss analysiert, durchdacht, hinterfragt werden. Daneben war Europa aber stets auch ein Brutkasten sehr starker religiöser Gefühle. Und ich glaube, aus diesem religiösen Element heraus ist Europa zu Dingen fähig gewesen, die rational kaum erklärbar sind. Wer könnte zum Beispiel die Kreuzzüge rational erklären: ökonomisch, soziologisch, strategisch? Es gibt keine rationale Erklärung dafür. Es gibt allenfalls eine nachträgliche Rationalisierung: Indem sie das Heilige Land übernahmen, kontrollierten sie den Handel zwischen Indien und Europa, weil die Karawanen über Damaskus und dann über Häfen wie Akko, Tripoli, Sidon liefen. Aber das ist eben eine Post-facto-Rationalisierung. Der erste Kreuzzug wurde nicht von einem Monarchen ausgerufen, nicht vom Papst in Rom, sondern von Peter dem Eremiten – einem Mann ohne alles, in extrem ärmlicher Kleidung. Er war der Erste, der sagte: «Wir müssen das Grab Jesu Christi befreien, denn es ist in den Händen der Ungläubigen.» Massen setzten sich in Bewegung, dann entschloss sich der Papst, zu unterstützen, dann der Adel – und es gab am Ende acht, neun Kreuzzüge. Ludwig IX. verbrachte fünf Jahre im Nahen Osten, er vergass Frankreich beinahe. Richard Löwenherz kämpfte zwei Jahre lang gegen Sultan Saladin, während sein Königreich fast in die Hände seines Bruders fiel. Lässt sich das rational erklären?

**Weltwoche:** In Europa war, ist alles möglich, im Guten wie im Schlechten.

**Puschkow:** Neben Industrie, Wissen, Wissenschaft und Medizin war Europa zugleich ein Hort des Militarismus. Schauen Sie sich das alte Rom an. Es lebte vom Krieg. Und heute sind die Europäer vielleicht militaristischer denn je. Es ist eine absurde Form des Militarismus, denn Europa stützt sich grösstenteils auf die USA und verfügt selbst nur über schwache Armeen. Nun versuchen die europäischen Politiker, ein starkes Militär aufzubauen. Militarismus war schon immer ein wesentliches Merkmal der europäischen politischen Mentalität und der Kolonialismus eine Folge davon.

**Weltwoche:** Im europäischen Geist tief verankert ist seit der Aufklärung das Gefühl, universelle Werte und eine universelle Ordnung zu verkörpern. Alles, was man selbst denkt, müsse von der ganzen Welt übernommen werden. Wer widerspricht, ist entweder dumm oder ein schlechter Mensch.

**Puschkow:** Ja, meistens ein schlechter Mensch. Die Europäer können andere Systeme nicht tolerieren. Und hier kommt die religiöse Seite ins Spiel: Die Religionskriege in Europa nahmen Dimensionen an, die ebenfalls verblüffend sind – Franzosen töteten Franzosen, weil ein Teil protestantisch, ein anderer katholisch war. Diese Religionskriege prägten das 15., 16. Jahrhundert in Europa – in Deutschland, Böhmen, Frankreich, England et cetera. Neben einer langen Tradition des Militarismus hat Europa also auch eine lange Tradition des ideologischen oder religiösen Totalitarismus. Universalismus, wenn Sie so wollen. Und dieser Universalismus hat seine höchste Verkörperung in den Vereinigten Staaten gefunden – das ist offensichtlich mit dem Konzept der «shining



*«Diese Droge des Kampfes gegen Russland»:  
Senator Puschkow.*

city on a hill». Die Europäer, die in die Vereinigten Staaten auswanderten, nahmen den europäischen religiösen Eifer und den europäischen Militarismus mit, stellten beides auf die Grundlage des Alten Testaments, erklärten sich zu Erben des alten Israel – dem Hort der universellen Wahrheit. Die Erklärung vom «Ende der Geschichte» war der nächste logische Schritt.

**Weltwoche:** Der christliche Universalismus ist immerhin ein Universalismus unter Gott. Der Mensch ist nicht das Mass aller Dinge. Die Kommunisten Russlands haben den Universalismus ohne Gott gepredigt und dabei fürchterliche Verbrechen verübt, auch in Russland.

**Puschkow:** Nun, Hitler hat sich auf Gott berufen. Erinnern Sie sich an «Gott mit uns»? Macht das seine Verbrechen akzeptabler? Wie dem auch sei, was man heute in Europa wieder beobachtet, ist eine gefährliche Mentalität: diesen Moralismus, dieses Posieren, dieses Denken, dass die eigenen ideologischen Obsessionen weltweit verbreitet werden sollten. Das ist extrem gefährlich – und die Europäer scheinen sich dessen nicht bewusst sein.

### III. Vom Kalten Krieg zum «Eiskrieg» – und an den Rand eines heissen Krieges

**Weltwoche:** Ich habe mit einflussreichen Leuten in Moskau gesprochen, die von einer Eskalation des Ukraine-Kriegs, von einer Ausweitung der Kampfhandlungen auf Europa durch Russland sprechen. Wie beurteilen Sie die Lage?

**Puschkow:** Nach Beginn der Ukraine-Krise und den ersten Sanktionen gegen Russland nach der Wiedervereinigung mit der Krim begann man von einem neuen kalten Krieg zu sprechen. Bis 2019/2020 ähnelte das einem neuen kalten Krieg. Dann wurde es schlimmer. Die Kontakte begannen zu zerreißen, der Handel ging zurück. Wissen Sie, 2013 hatten wir mit der EU das grösste Handelsvolumen: 450 Milliarden Dollar. 2025 ist es, glaube ich, auf rund 60 oder 70 Milliarden Dollar gefallen – ein Rückgang um das Sechsfache, Siebenfache. Als die Biden-Administration in den USA an die Macht kam und neue Sanktionen folgten, sagte ich: Die Atmosphäre wird schlimmer als zu Zeiten des Kalten Krieges, denn im Kalten Krieg gab es viele Verhandlungen, über den Atomwaffensperrvertrag, über das Verbot von Nukleartests, über die Begrenzung von Raketenabwehrsystemen, über die Mittelstreckenraketen in Europa. Das war noch Kalter Krieg. Dann fiel mir auf: Es gab seither keine einzige ernsthafte Verhandlung mehr.

**Weltwoche:** Was bedeutet das?

**Puschkow:** Die Abschaffung des gesamten strategischen Eindämmungssystems, das zwischen 1987 und 2010

aufgebaut worden war. Der letzte Vertrag zur strategischen Stabilität wurde 2010 zwischen Russland und den USA unterzeichnet. Es war der sogenannte New-Start-Vertrag, der Obergrenzen für Raketen, Trägersysteme und Sprengköpfe festlegte. Immer noch genug, um sich gegenseitig mehrfach zu vernichten, aber nicht 20 000-mal. Halbwegs vernünftig. Also, ich sah, wie alles auseinanderfiel, und sagte: Es ist kein kalter Krieg mehr. Es ist ein eisiger Krieg. In unseren Beziehungen zu Europa und den Vereinigten Staaten war eine Eiszeit angebrochen. Und 2025 hörten wir zum ersten Mal – übrigens nicht von den Amerikanern, sondern von den Europäern –, dass sie sich auf einen heißen Krieg gegen Russland vorbereiten. Zuerst von zahlreichen ehemaligen Militärs, dann von amtierenden Militärschefs, dann vom deutschen Verteidigungsminister Pistorius, der sagte, man werde bis 2029/2030 bereit sein, Russland militärisch entgegenzutreten. Schliesslich vom tschechischen Präsidenten: Man müsse sich auf einen Krieg gegen Russland vorbereiten. Und so weiter. Wir stehen jetzt am Rande eines heißen Krieges. Wir sind durch einen neuen kalten Krieg gegangen, dann in den Eiskrieg, und jetzt sind wir wahrscheinlich näher denn je an einem heißen Krieg zwischen Russland und Europa.

**Weltwoche:** Wie nahe?

**Puschkow:** Ziemlich nah. Seit die baltischen Staaten ihren Luftraum für ukrainische Drohnen freigegeben haben, helfen sie nicht nur unserem Feind, sondern stellen ihm ihren Luftraum zur Verfügung, um ihn gegen Russland zu nutzen. Ich weiss nicht, was in den Köpfen der Anführer dieser Nationen vorgeht, die zusammen sechs Millionen Einwohner zählen – Lettland, Litauen, Estland. Wenn ein ernsthafter Krieg ausbricht, riskieren sie, ausgelöscht zu werden. Sie haben nichts zu gewinnen, gar nichts. Das nenne ich ein mentales Vakuum, einen neuerlichen Aussetzer der Rationalität wie im Pink-Floyd-Song «A Momentary Lapse of Reason». Genau das passiert in den baltischen Republiken: Sie sind so unnachgiebig, so radikal, dass sie die europäischen Bemühungen anführen – zumindest rhetorisch –, einen Krieg gegen Russland zu beginnen.

**Weltwoche:** Ein bedeutender russischer Unternehmer sagte mir, innerhalb der nächsten sechs Monate gebe es einen militärischen Schlag Russlands gegen Europa. Der Politikwissenschaftler Sergei Karaganow spricht von einem möglichen Nuklearschlag innerhalb von zwei Jahren. Halten Sie das für wahrscheinlich?

**Puschkow:** Der Unterschied zwischen mir und Herrn Karaganow ist, dass er keine Verantwortung trägt und sagen kann, was er will als Dekan und Experte. Ich bin Senator, also kann ich nicht so weit gehen wie er. Aber ich würde sagen: Leider könnte die Eskalation, die ständig von den baltischen Staaten und den Polen mit Hilfe Deutschlands und Frankreichs angeheizt

wird, zu einem heißen Krieg zwischen Russland und Europa führen. Leider.

**Weltwoche:** Können Sie verstehen, dass in den baltischen Republiken auf Grund der Erfahrungen mit der Sowjetunion riesige Vorbehalte gegenüber Russland herrschen, erst recht nach dem Angriff auf die Ukraine?

**Puschkow:** Es ist eine sehr seltsame Kombination aus alten historischen schlechten Gefühlen gegenüber Russland, multipliziert mit einem irrationalen und tödlich gefährlichen Wunsch, im Zentrum des Weltgeschehens zu stehen. Diese drei Länder begreifen, dass ihr einziger Wert in der Tatsache liegt, dass sie an der Grenze zu Russland liegen. Sonst nähme niemand von ihrer Existenz Notiz. Sie haben sich an die Rolle

*«Die Ukrainer scheinen nicht wirklich daran interessiert zu sein, ihr eigenes Land zu retten.»*

gewöhnt, an vorderster Front gegen Russland zu kämpfen und deswegen wichtig zu sein, gehört zu werden. So tragen sie ihren Russenhass in die höchsten Kreise: EU, Nato, Uno, Europarat. So bekamen sie den Posten der Hohen Vertreterin für die Aussen- und Sicherheitspolitik – Kaja Kallas. Den Posten des Hohen Kommissars für Verteidigung und Raumfahrt erhielt ein Litauer, Andrius Kubilius. Es ist absolut verrückt.

**Weltwoche:** Warum?

**Puschkow:** Führende europäische Nationen wie Frankreich, Deutschland, Italien überlassen die zentralen aussenpolitischen Positionen Nationen, die aus historischen Gründen mit Russland im Unfrieden leben. Sie sagen: «Ihr habt uns 1940 besetzt!» Wenn wir unsere Aussenpolitik darauf gründen, wer wen wann besetzt hat, müssten wir mit ganz Europa dauernd Krieg führen. Die Deutschen haben hier 27 Millionen Menschen getötet und die Hälfte des europäischen Teils Russlands zerstört. Heisst das, wir sollten Deutschland heute wegen Hitler bombardieren? Ich habe mit diesen lettischen und litauischen Führern gesprochen. Es ist, als lebten sie noch irgendwo im Jahr 1940. Sie haben kein Gefühl dafür, dass es ein anderes Russland ist.

**Weltwoche:** Wie anders?

**Puschkow:** Stalin ist nicht mehr. Die Situation ist eine andere. Sie sollten diesen Hass nicht auf die heutigen Generationen von Russen richten wegen dem, was unter Stalin geschehen ist. Man kann nicht derart in der Geschichte leben. Die Polen sagen: «Ihr habt uns 1939 angegriffen.» Nun, sie haben 1615 den Kreml eingenommen und uns 1920 angegriffen. Sollen wir also jetzt gegen Polen in den Krieg ziehen, weil sie im 17. Jahrhundert den Kreml besetzt haben und uns sogar einen falschen Zaren aufzwingen wollten? Wir können die heutige Politik nicht auf Ereignisse stützen, die 100 oder 200 Jahre zurückliegen. Das würde zu end-

losen militärischen Konflikten führen. Hitler war der Meinung, dass Polen auf der Landkarte Europas nicht existieren sollte. Moskau vertrat die gegenteilige Position und half Polen beim Wiederaufbau eines Staates mit Grenzen, die wir gemeinsam auf den Konferenzen von Jalta und Potsdam festgelegt hatten.

#### IV. Die militärische Lage in der Ukraine – «Russland rückt unaufhaltsam vor»

**Weltwoche:** Wie sehen Sie die militärische Lage in der Ukraine? Es heisst, Russland stecke in Schwierigkeiten, das Blatt beginne sich für die Ukraine zu wenden. Sehen Sie das auch so?

**Puschkow:** Realistisch gesagt: Russland rückt vor. Wie Putin einmal sagte, nicht so schnell, wie wir wollten, aber unaufhaltsam. Niemand kann mir eine Karte zeigen, auf der ukrainische Vorstösse zu sehen wären, weil es eine solche Karte nicht gibt. Wenn sich in diesem Krieg jemand irgendwohin bewegt, dann ist es Russland. Das zeigt: Die Ukraine hat trotz vieler Versuche die strategische Initiative nicht ergreifen können. Was die Ukraine jetzt tut, ist, Ziele tief im russischen Hinterland anzugreifen – zivile Objekte, Ölraffinerien, militärische und industrielle Anlagen –, ohne an der Front selbst Erfolge zu erzielen. Vor kurzem hat die ukrainische Armee ein abscheuliches Verbrechen begangen, indem sie ein Studentenwohnheim in Starobelsk bombardierte. Das hat aus meiner Sicht keine wirkliche militärische Bedeutung.

**Weltwoche:** Was dann?

**Puschkow:** Es ist der Wunsch, einen terrorisierenden Effekt zu erzeugen, den Krieg tief auf russisches Territorium zu tragen. Aber es ändert nichts an der Korrelation der Kräfte, nichts am riesigen Unterschied im strategischen Potenzial zwischen Russland und der Ukraine – selbst zusammen mit der europäischen Hilfe. Durch Angriffe auf Zivilisten und Industrieanlagen innerhalb Russlands wird Selenskyj das Kräfteverhältnis nicht verändern, das per definitionem prorussisch ist – grösseres Territorium, weitaus grössere Industrie, weitaus grösseres Humanpotenzial, weitaus grösseres militärisches Potenzial. Die Ukraine ist in diesem Krieg zum Scheitern verurteilt. Es ist nur eine Frage der Zeit.

**Weltwoche:** Wie hoch sind die russischen Verluste?

**Puschkow:** Das kann ich nicht kommentieren, mir liegen die Zahlen nicht vor. Was ich aber sagen kann und mich verblüfft: Die Ukrainer scheinen nicht wirklich daran interessiert zu sein, ihr eigenes Land zu retten. Es ist wie eine Kamikaze-Strategie – wir schlagen den Feind und sterben. Was ist der Sinn? Ich fürchte, das hat weniger mit einer rationalen Entscheidung in Kiew zu tun, sondern viel mehr mit der Persönlichkeit von Herrn Selenskyj, der so lange Chef der Ukraine bleibt, wie Krieg herrscht. Sobald der Krieg endet, finden Wahlen statt – er

kann sich dann nicht mehr darauf berufen, dass wegen des Krieges keine Wahlen möglich seien.

**Weltwoche:** Wie schätzen Sie seinen Rückhalt in der Ukraine ein?

**Puschkow:** Meines Erachtens bestehen reale Risiken, dass Selenskyj nicht wiedergewählt wird, besonders nach den Korruptionsskandalen, die bisher seine engsten Mitarbeiter, Geschäfts- und politischen Partner wie Herrn Jermak betroffen haben. Persönlich ist Selenskyj bisher nicht direkt betroffen. Aber bei einer vollständigen Untersuchung des Korruptionssystems in der Ukraine wird man unweigerlich auch zu ihm gelangen. Und er weiss das sehr gut. Das Einzige, was ihn retten kann, ist der Krieg. Stoppt er den Krieg, gehen die Untersuchungen weiter, Wahlen finden statt – und er verliert die Macht.

**Weltwoche:** Er hat also kein Interesse an einem Frieden mit Russland?

**Puschkow:** Politisch überlebt er nur dank dem Krieg. Ich denke, er versteht das. Anders kann ich nicht erklären, warum er so beharrlich an militärischen Aktionen festhält, obwohl seine ursprünglichen Ziele – die Krim zurückzuholen, den Donbass zurückzuholen – inzwischen von ihm selbst aufgegeben wurden. Vor ein paar Monaten sagte er: «Realistisch können wir die Krim nicht zurückbekommen. Wir können nicht alles wiederherstellen, was wir verloren haben. Punkt.» Warum führt er dann den Krieg, wenn er das Ziel nicht erreichen kann? Warum nimmt er das Angebot der Russen nicht an? Abzug der ukrainischen Truppen aus dem Donbass – die Ukraine kontrolliert ohnehin nur noch 15 Pro-

*«Alles, was die Europäer gegenüber der Ukraine und Russland tun, ist völlig irrational.»*

zent davon –, und wir schliessen einen Deal, der Krieg endet, und die Ukraine wird nicht weiter zerstört. Trump hat ihm das angeboten. Er hat nein gesagt. Die Europäer bieten ihm das natürlich nicht an, sie sagen ihm: Du musst kämpfen, solange du kannst. Sie haben ihr gesamtes politisches Kapital in die Unterstützung der Ukraine investiert.

**Weltwoche:** Wie erklären Sie sich das?

**Puschkow:** Wieder ist es ein Vakuum der Rationalität. Alles, was die Europäer gegenüber der Ukraine und Russland tun, ist völlig irrational. Wenn sie Russland ruinieren wollen – wie stellen sie sich das vor? Wie sehen sie die Niederlage Russlands? Werden sie die Ölquellen in Sibirien bekommen oder das Gas, das in Jamal gefördert wird? Was ist ihr Bild von einer russischen Niederlage? Sie geben niemals eine einzige glaubwürdige praktische Erklärung dafür ab.

**Weltwoche:** Was, denken Sie, ist das Ziel der Europäer?

**Puschkow:** Was sie eigentlich wollen, ist das, was Trump im Iran gerne hätte: einen Regimewechsel in Russland. Das wäre der höchste Traum einer Ursula von der Leyen. Aber der Iran hat gezeigt, dass das nicht so einfach geht. Wie die Israeli – die haben, glaube ich, die Hoffnung auf einen Regimewechsel im Iran längst aufgegeben und wollen ihn nur noch so weit wie möglich schwächen. So wollen sie auch Russland so weit wie möglich schwächen, ohne zu wissen, wie weit das möglich ist. Zweitens haben sie sich in eine Sackgasse manövriert – «cul-de-sac», wie der Franzose sagt. Sie haben gesagt: «Wir kämpfen, wir helfen der Ukraine bis zum ukrainischen Sieg.» Sie sitzen in einer Falle, die sie selbst aufgestellt haben. Kein einziger heute in Europa amtierender Politiker – mit Ausnahme von Viktor Orbán, der ja nicht mehr im Amt ist – kann sagen: «Ich habe es mir überlegt, wir haben so viel Geld in die Ukraine gesteckt, jetzt steigen wir aus.»

**Weltwoche:** So wie Trump.

**Puschkow:** Trump konnte das tun, weil er neu war. Er sagte: «Wäre ich da gewesen, hätte es diesen Krieg nie gegeben.» Er tappte paradoxerweise in die iranische Falle, aber nicht in die ukrainische. Die Europäer sitzen in der Ukraine-Falle. Ursula von der Leyen kann nicht sagen: Okay, wir müssen aufhören, es war ein Fehler, Russland wird nicht besiegt, einigen wir uns auf einen Kompromiss. Niemand in Europa kann das. Nicht nur einzelne Persönlichkeiten – die gesamte herrschende politische Klasse in Grossbritannien, Frankreich, Deutschland hat in diesen Krieg investiert. Sie stecken bis zum Hals drin. Die Einzigen, die einen Unterschied machen können, sind die ausserhalb des Systems. Wie die AfD – sie trägt keine Verantwortung für diesen Krieg. Oder Schara Wagenknecht. In Frankreich Marine Le Pen, in Grossbritannien Nigel Farage. Aber diese alternativen Kräfte sind nicht stark genug. Ich frage mich, ob sie es jemals sein werden, um die herrschenden neoliberalen Eliten in Europa zu ersetzen.

#### V. Die Stimmung im russischen Establishment – «Russland will keinen Krieg mit Europa»

**Weltwoche:** Sie sind Senator, Mitglied des Oberhauses. Wie ist die Stimmung im politischen Establishment? Steigt der Druck auf den Präsidenten, den Krieg zu eskalieren?

**Puschkow:** Ich werde nicht für meine Kollegen sprechen. Aber natürlich wächst emotional der Druck, dass Russland nun irgendeine Antwort geben sollte. Es gibt die emotionale Seite. Und es gibt die rationale Seite. Bisher hat Russland keine Neigung gezeigt, ins Vakuum der Rationalität zu fallen. Putin hat bei vielen Gelegenheiten betont, dass Kernwaffen die Ultima Ratio sind und nur eingesetzt werden können, wenn eine direkte Gefahr für die russische

Staatlichkeit besteht. Heisst das, wir schliessen die Augen vor der militärischen Aktivität europäischer Staaten gegen uns? Nein. Vor kurzem hat das Verteidigungsministerium eine Liste mit 120 Unternehmen in Europa veröffentlicht, die am Bau der Drohnen für die Ukraine beteiligt sind.

**Weltwoche:** In unseren Medien heisst es, die Ukraine baue ihre Drohnen allein.

**Puschkow:** Nein, das tut sie nicht. Also haben wir öffentlich gemacht, dass diese Liste existiert. Das ist natürlich ein Hinweis, ein Signal: Aufgepasst, Leute – an einem bestimmten Punkt könnten diese militärischen Standorte zu sogenannten legitimen Zielen werden. Russland hat keine aggressiven Absichten gegenüber

*«Was sie eigentlich wollen, ist das, was Trump im Iran gerne hätte: einen Regimewechsel in Russland.»*

Europa. Aber wenn Europa weiter die Rolle spielt, die Ukraine zu bewaffnen, um Russland maximalen Schmerz – wirtschaftlich, industriell, an seiner zivilen Infrastruktur – zuzufügen, dann könnte Europa eine bestimmte Reaktion provozieren. Welche, kann ich nicht vorhersagen. Aber die Europäer dürfen sich nicht für völlig immun gegen eine russische Reaktion halten. Nochmals: Russland will keinen Krieg mit Europa, aber Europa sollte berücksichtigen, dass es allein durch die Logik der Ereignisse von einem Ort des Friedens zu einem Ort des Krieges werden kann.

**Weltwoche:** Wenn Sie die europäische Politik mit der amerikanischen vergleichen, zu welchem Schluss gelangen Sie?

**Puschkow:** Die Europäer kommen schlecht weg. Selbst Präsident Biden war äusserst vorsichtig. Als zwei Raketen auf polnischem Gebiet einschlugen und einen Toten an der Grenze zur Ukraine forderten, behauptete Selenskyj, es seien russische Raketen. Als Journalisten Biden danach fragten, sagte er: «Was bringt Sie auf den Gedanken, es seien russische Raketen?» – «Das sagt Selenskyj.» – «Was Selenskyj sagt, muss nicht notwendigerweise wahr sein.» Die USA machten klar, dass sie nicht den Bündnisfall nach Artikel 5 auslösen würden. Und tatsächlich stellte sich am nächsten Tag heraus, dass es ukrainische Raketen waren.

**Weltwoche:** Was hat sich seit Trumps Amtsantritt geändert?

**Puschkow:** Er hat sich noch deutlicher positioniert. Im ersten Halbjahr seiner Präsidentschaft sagte er, er habe die Gefahr eines dritten Weltkriegs abgewendet. «Wir bewegten uns mit Biden in hoher Geschwindigkeit darauf zu, aber wir werden für die Ukraine keinen dritten Weltkrieg führen», sagte er. Er hat sogar die direkte Lieferung militärischer Hardware an die Ukrainer gestoppt. Die USA unterstützen die Ukraine

nach wie vor, doch bisher hat Trump keine Neigung gezeigt, in die ukrainische Falle zu tapen.

#### VI. «Deutschland ist zurück» – die gefährliche Wiederbewaffnung

**Weltwoche:** Wenn die Deutschen den Ukrainern helfen, Drohnen zu bauen, die tief ins russische Gelände fliegen, ist das für Russland so etwas wie der Taurus durch die Hintertür? Kanzler Scholz bremste und verbot die Lieferung dieser Waffe. Unter Nachfolger Merz scheinen weniger Hemmungen zu bestehen.

**Puschkow:** Ich sehe keine. Und das ist meines Erachtens extrem gefährlich. Sind die Europäer wirklich bereit, Russland auf dem Schlachtfeld zu bekämpfen, oder lassen sie sich nur in dieser militaristischen Leidenschaft mitreissen, die Herr Merz so deutlich zur Schau stellt und die ich zutiefst beunruhigend finde? Als Merz sagte: «Deutschland ist zurück» – was meinte er? Welches Deutschland? Ich hoffe, nicht das Dritte Reich. Aber auch wenn nicht das Dritte Reich, hatte er wohl das Kaiserreich im Sinn, die Militarisierung Deutschlands vor dem Ersten Weltkrieg. Dieses Deutschland war der Fluch Europas. Soweit ich höre, sind in Frankreich, Polen und anderen Ländern einige Leute über

diese militärische Anstrengung der Deutschen sehr beunruhigt. Erinnern Sie sich an den Morgenthau-Plan – einen Plan, dem übrigens Stalin widersprochen hatte?

**Weltwoche:** Henry Morgenthau wollte Deutschland deindustrialisieren.

**Puschkow:** 1944 sagte er als amerikanischer Finanzminister: «Wir müssen Deutschland endgültig erledigen, weil es ein verrückter Staat ist, der ständig Krieg führt, ihn in fünf Länder aufteilen, die Industrie zerschlagen, das Land zu einer Agrarfläche machen.» Morgenthau war Jude, er hatte seine Gründe. Roosevelt war dieser Idee gegenüber aufgeschlossen. Aber Stalin sagte: «Kommt, wir sollten nicht das ganze Volk für das bestrafen, was die Elite getan hat.» Schliesslich war die Idee, dass Deutschland sich irgendwann wiedervereinigen würde – was geschah. Und 35 Jahre später beginnt es nun wieder, sich zu militarisieren, obwohl alle Militarisierungsanstrengungen Deutschland beide Male in die Katastrophe geführt haben. Hitler war Deutschlands Antwort auf das Desaster des Ersten Weltkriegs. Und der Zweite Weltkrieg hätte die Deutschen eigentlich lehren müssen und tat es teilweise auch, denn Deutschland war nach dem Zweiten Weltkrieg das pazifistischste Land Europas.

**Weltwoche:** Die breite Gesellschaft ist es immer noch in weiten Teilen.

**Puschkow:** Aber etwas hat sich verändert. Es ist eine Art Transmission des deutschen Komplexes. Sie dachten immer, dass sie der Hauptgrund für einen grossen Krieg in Europa gewesen seien. Jetzt sagen sie: Nein, nein, das sind nicht mehr wir, das sind jetzt die Russen. Sie sind sozusagen von ihrem Schuldkomplex befreit worden. Aber im Falle Deutschlands: Sobald man vom Schuldkomplex befreit ist, wird man aus irgendeinem Grund militaristisch. Es ist nicht so, dass man einfach befreit ist und eine Art schweizerische Haltung einnimmt. Nein, man schlägt sofort ins andere Extrem um – von einer schuldkomplexbesessenen Nation zu einer Nation, die ihren Willen mit militärischen Mitteln durchsetzen will. Wenn Merz sagt, «wir wollen Deutschland zur stärksten Militärmacht Europas machen» – was hat er im Sinn? Wofür braucht er das?

#### VII. War die Invasion der Ukraine ein Fehler? – «Es war die Logik der Ereignisse»

**Weltwoche:** Im Rückblick und mit Ihrem heutigen Wissen: War die Invasion der Ukraine ein Fehler? Oder eine Notwendigkeit? >>>

**FOKUSKMU**  
Alle sind Wirtschaft.

## Cybersicherheit und KI: Wie fit sind unsere KMU?

Ab Montag, 15. Juni, täglich ab 17.30 Uhr auf



[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)



Sponsoringpartner



Eine Sendung des  
Schweizerischen  
Gewerbeverbands  
**sgv@usam**

**Puschkow:** Ich gebe Ihnen eine andere Sichtweise. Die Invasion ist die Folge einer sehr langfristigen, konsequent verfolgten Linie der Nato, die Ukraine in ihren Kern aufzunehmen. Die Ukraine in der Nato – das ist wie die Nato direkt unter Moskaus Fenstern. Man kann ein Ereignis nicht losgelöst von dem betrachten, was ihm vorausging. Diese Entscheidung war das Resultat einer Verschlechterung der Lage seit 2008.

**Weltwoche:** Seit dem berühmten Nato-Gipfel von Bukarest.

**Puschkow:** Damals drängte die Bush-Administration – die in ihren letzten Tagen war, weil Wahlen anstanden und Bush nach zwei Amtszeiten abtreten musste – sehr stark auf den sogenannten schrittweisen Plan zur Aufnahme der Ukraine und Georgiens in die Nato. Zwei Länder waren dagegen: Frankreich und Deutschland, vor allem Deutschland. Merkel sagte, die Ukraine in der Nato könnte der Weg in einen Krieg mit Russland sein. Das haben nicht die Russen gesagt, das hat Merkel gesagt. Sie hat das aufgehoben, aber nicht ganz: Sie stimmte etwas zu, das meiner Meinung nach ein riesiger Fehler war: Sie tauschte die Ablehnung einer schnellen Nato-Mitgliedschaft der Ukraine gegen das Zugeständnis

*«Die europäischen Staatschefs haben so viel in diesen Krieg investiert, dass sie keinen Ausweg mehr sehen.»*

ein, dass die Ukraine dereinst Nato-Mitglied werden würde. Die Bukarester Erklärung endete mit diesem Versprechen, dass die Ukraine und Georgien irgendwann der Nato beitreten würden. Damit, glaube ich, begann alles. Russland bereitete sich nicht auf einen Krieg vor. Aber mit diesem langfristigen Ziel wurde die Ukraine schrittweise in das westliche militärische, geheimdienstliche und politische System hineingezogen. Langsam, langsam wurde sie in die Nato-Umlaufbahn gelenkt.

**Weltwoche:** Wie kam es zur Eskalation?

**Puschkow:** Präsident Janukowitsch – davon sind wir in Moskau überzeugt – wurde gestürzt, weil er nicht wirklich geneigt war, die Ukraine in der Nato zu sehen. Die Kräfte hinter ihm verstanden, dass dies zu einer sehr ernsten Krise führen könnte. Deshalb der Putsch vom 21. Februar 2014, übrigens von den europäischen Staaten geduldet. Sie erinnern sich: Die Aussenminister Sikorski, Fabius und Steinmeier waren in Kiew während der Verhandlungen zwischen Opposition und Janukowitsch und einigten sich auf Wahlen vor Ende 2014. Was geschah am nächsten Tag? Das Präsidentsamt wurde attackiert und der Präsident mit dem Tod bedroht. Der Präsident flüchtete. Übrigens verliess er das Land zunächst nicht. Er ging in den Donbass, war in Charkiw. Erst später musste er die Ukraine verlassen, weil sein Leben in Gefahr war.

**Weltwoche:** Was passierte dann?

**Puschkow:** Sofort anerkannten die USA und Europa die neue Regierung, obwohl sie verfassungswidrig war. Ich habe den polnischen Aussenminister Sikorski später, 2017, gefragt: «Wie konntet ihr das tun? Ihr unterschreibt heute, und morgen vergesst ihr es?» – «Es war eine Revolution, wir konntet nicht anders.» – «Doch, ihr hättet anders gekonnt. Ihr hättet sagen sollen, es handele sich um einen Staatsstreich, und dazu aufrufen sollen, eine Übergangsregierung zu bilden, um noch vor Ende 2014 Wahlen abzuhalten. Stattdessen habt ihr die Aufständischen unterstützt. Im Grunde genommen wart ihr Teil des Staatsstrechs.» Das war die zweite Phase nach Bukarest.

**Weltwoche:** Was war Stufe drei?

**Puschkow:** Der nicht erklärte Krieg des Kiewer Regimes gegen die Autonomie des Donbass, jenes Teils des Landes, der den Staatsstreich nicht akzeptieren wollte. Das Kiewer Regime versuchte, diese Gebiete mit Gewalt wieder in die Ukraine einzugliedern, und bombardierte sie acht Jahre lang ununterbrochen. Viele Zivilisten kamen dabei ums Leben. Was also im Jahr 2022 geschah, war die unvermeidliche Folge dieser Politik, die Ukraine in das westliche Militärbündnis zu integrieren.

**Weltwoche:** Hat Putin aus Ihrer Sicht zu lange gewartet, bis er Truppen in die Ukraine schickte?

**Puschkow:** Entscheidend ist der Ablauf der Ereignisse. Ich möchte betonen: Die ursprünglichen Gründe für diese Krise lagen nicht darin, dass Russland die Ukraine besetzen wollte. Wir waren mit der Ukraine, wie sie vor 2014 existierte, durchaus zufrieden. Wir hatten Gas- und Öl-Deals. 2013 betrug unser Handel mit der Ukraine 53 Milliarden Dollar. Eine grosse Summe für ein Land, das nicht die Grösse der USA oder Chinas hat. Es war ein gegenseitig vorteilhafter Handel. Vor der Finanzkrise hatte die Ukraine ein imposantes Wachstum des BIP. Warum? Weil sie teilweise mit Russland Handel trieb – mit Russland als grossem Markt, mit Gas und Öl aus Russland, und gleichzeitig mit der Entwicklung der Handelsbeziehungen zur EU. Sie nutzte beide Seiten Europas für ihren Vorteil, mit einem sehr hohen Entwicklungsniveau.

**Weltwoche:** Dann fiel alles zusammen?

**Puschkow:** Einige Jahre später hatte die Ukraine 50 Prozent ihres BIP verloren. Es brach ein auf 98 Milliarden Dollar statt 200 Milliarden unter Janukowitsch. Es war zerstörerisch für die Ukraine selbst. Wir waren mit der Ukraine zufrieden gewesen. Wir hatten keinerlei militärische Absichten. Sprechen Sie mit Asarow, dem ehemaligen ukrainischen Premierminister. Die Ukraine profitierte stark, zwischen zwei Welten situiert zu sein. Sie hatte einen neutralen Status. In der Unabhängigkeitserklärung der Ukraine war Punkt eins, dass auf ihrem Territorium keine Militärstützpunkte anderer Staaten errichtet werden.

**Weltwoche:** Das ist inzwischen hinfällig.

**Puschkow:** Ab 2019–2020 begann der Bau von Stützpunkten am Schwarzen Meer. 2015 sagte Biden über die Krim, sie sei ein wunderbarer Ort für amerikanische Soldaten. Vielleicht nur eine Floskel, aber warum stoppten so viele amerikanische Kriegsschiffe in Feodosija und anderen Krim-Häfen? Es gab Proteste der Anwohner. Die Krim galt der Nato ohne Zweifel als strategischer Aktivposten – wir hatten alle Informationen darüber. Also, entweder ist die Nato auf der Krim, oder wir sind es. Es war eine Entscheidung, die sich aus der Entwicklung nach 2008 ergab.

## VIII. Wo ist der Hoffnungsschimmer?

**Weltwoche:** Was muss Russland tun, wo ist der Silberstreif am Horizont?

**Puschkow:** Wir haben eine absolut klare Position, und ich frage mich, warum die Europäer sie so aggressiv ablehnen. Wir haben gesagt: Die Ukrainer sollen aus dem Donbass abziehen. 85 Prozent des Donbass werden vom russischen Militär kontrolliert. Warum versuchen sie unter sehr hohen Kosten, die restlichen 15 Prozent zu halten? Warum nicht den russischen Vorschlag annehmen und den Krieg beenden? Wenn sie sich aus diesem Gebiet zurückziehen, beginnen wir Verhandlungen, und wir sehen, welche Aussichten es für eine friedliche Zukunft gibt.

**Weltwoche:** Sind Sie sicher, dass Russland gewinnen wird, seine Ziele erreichen kann?

**Puschkow:** Russland wird sich durchsetzen. Einfach weil die Ukraine den russischen Vormarsch verlangsamen kann, aber nicht in der Lage ist, dem russischen Druck auf Dauer standzuhalten, ungeachtet dessen, was die Europäer oder Selenskyj denken. Ich erinnere mich an Trumps Worte an Selenskyj: «Sieh mal, du hast in Wirklichkeit keine Karten.» Trump – trotz allem – erfasst manche Dinge sehr treffend, sehr klar. Er sagt: «Mit welchen Karten spielst du eigentlich? Was willst du tun?» Selenskyj kann nicht zurückerobern, was er verloren hat. Sie hatten diese Fantasien einer Parade auf dem Roten Platz, eines Kaffees im Kreml. Es wird nicht passieren. Wenn die Ukrainer das akzeptieren, eröffnen sie ihrem Land eine bessere Zukunft. Tun sie es nicht, bleiben sie in einem Krieg, den sie nicht gewinnen können.

**Weltwoche:** Ihre abschliessende Botschaft?

**Puschkow:** Die europäischen Staats- und Regierungschefs haben so viel in diesen Krieg investiert, dass sie keinen Ausweg mehr sehen. Sie können nicht mehr aufhören. Wie jemand, der drogenabhängig ist. Er nimmt Drogen und kann nicht aufhören, bis er stirbt. So können auch sie nicht aufhören, diese militärische Droge zu nehmen, diese Droge des Kampfes gegen Russland – ohne jegliche Hoffnung, diesen Konflikt zu gewinnen.

**Weltwoche:** Herr Senator, vielen Dank für das Gespräch.

# Die letzte Guillotine

So dachte ich an Troller, den Tod und das Fallbeil.



*Da liegt eine ganze Welt.*

**U**nlängst habe ich meine Bücher neu sortiert, nachdem ich eines von Georg Stefan Troller, der letztes Jahr in Paris gestorben ist und ein famoser Geschichten-erzähler war, erst nach langer Suche gefunden hatte. All die Bücher in den Händen zu halten, war die angenehmste Reise seit langem, keine Strapazen, kein Warten, kein Anstehen. Ich habe nur Freunde und ein paar Freundinnen getroffen.

Ich dachte, wenn man ein Buch in der Hand hält, liegt da eine ganze Welt. Ein Gefühl, das ich bei elektronischen Büchern nie habe. Weil eine Datenbank nie eine Bibliothek sein wird, und mit Argwohn, Widerwillen und Abscheu auch blicke ich auf die Zeiten, in denen das geschriebene Wort nur noch digital existieren wird. Es wird eine andere Geschichte werden.

Auf Troller kam ich, weil ich ihn, wie andere auch, vermisse, seine Unaufgeregtheit, seine Lakonie, seine ewige Angst, sein Talent verschwendet zu haben, weil er nie einen grossen Roman geschrieben hat, und vor allem seine Geschichten, die ein ganzes Jahrhundert erzählten und erklärten auch.

Ich suchte seine Geschichte über die letzte Guillotine. Als ich ihn vor Jahren in Paris besuchte, erzählte er davon, dass die letzte Tötungsmaschine der Franzosen im Gefängnis von Fresnes lagere, jene, die zum letzten Mal vor 49 Jahren zum Einsatz kam, in Marseille. Er wolle eine Geschichte darüber schreiben, und wenn ihm die Zeit nicht mehr reiche,

solle ich es tun. Er war damals 90 Jahre alt, und ein Jahr bevor sein Leben sanft aus ihm floss, schrieb er sie, 94-jährig.

So dachte ich einen Morgen lang an Troller, den Tod und das Fallbeil, das sinnigerweise zu Beginn der Französischen Revolution 1789 aus humanitären Gründen erfunden wurde, weil das Kopfab schlagen mit Schwertern eine ziemliche Sauerei war. Ich vertiefte mich mehr in die lebendige Geschichte der letzten Zuckungen der französischen Hinrichtungsindustrie, dann in die Kontroverse um die Todesstrafe an sich, Albert Camus' Plädoyer dagegen, Michel Debrés, ein Gaullist und ehemaliger Premierminister, dafür, weil dazu schon mehr geschrieben wurde als Menschen zum Tode verurteilt.

**V**or 49 Jahren sass Hamida Dschandubi in einem Marseiller Gefängnis, das er nur verlassen konnte, um vor Gericht seinem Prozess zu folgen. Sieben Jahre vor seiner Hinrichtung, der letzten in Frankreich, verlor der Tunesier ein Bein und kam nie mehr auf die Füsse. Alkohol, Medikamente und Gewaltfantasien waren fortan seine Wegbegleiter. Er wurde Zuhälter.

Er lernte Elisabeth Bousquet kennen, 21 Jahre alt, im Krankenhaus, eine kleine Liebe entstand, wenigstens bis zum Moment, als Dschandubi sie zwang, ihren Körper zu verkaufen. Bousquet zeigte den Tunesier an, er kam kurz ins Gefängnis, die Justiz nahm die Geschichte

nicht allzu ernst. Ein Jahr später entführte er Bousquet, schleppte sie in seine Wohnung, in der er sich zwei junge Frauen hielt, die er erfolgreich zur Prostitution gezwungen hatte.

Vor deren Augen schlug er Bousquet halb tot, brandmarkte ihre Genitalien und Brüste mit einer Zigarette, steckte die zwischen Leben und Tod Wandelnde in sein Auto und erwürgte sie ausserhalb von Marseille. Eine der Zeuginnen konnte fliehen und zeigte ihn an. Am 10. September 1977 wurde er guillotiniert wegen «Mordes unter Folter». Der Aufschrei war gross, Frankreich gespalten. Der damalige Präsident Valéry Giscard d'Estaing war zwar Gegner der Todesstrafe, beugte sich aber den vorherrschenden Gefühlen der Bevölkerung und wandelte die Todesstrafe für Dschandubi nicht in lebenslange Haft um. Erst vier Jahre später, unter François Mitterrand und dem damaligen Justizminister Robert Badinter, wurde die Guillotine in die Abstellkammer der Geschichte gestellt, obwohl eine Mehrheit der Franzosen der Meinung war, gewisse Verbrechen verdienten immer den Tod.

**A**ls das Fallbeil von Dschandubis Blut gereinigt war, kam die Guillotine nach Paris, weil künftig nur noch in der Hauptstadt Köpfe rollen sollten. Die letzte Guillotine kam aber nie mehr zum Einsatz, und das ist das vorläufige Ende der Geschichte der Todesstrafe in Europa. Wer weiss schon, ob sie nicht doch eines Tages weitergeschrieben wird.

# Die Wikinger kommen

Wie ein harmloses Foto die Humorlosen entlarvt, und warum Norwegen Weltmeister werden soll.



Man kann ja heute mit Kostümen nicht vorsichtig genug sein. Bis anhin galt es als unrechtmässige Aneignung, wenn man Kleidung, Frisuren oder Schmuck einer anderen Kultur übernahm. Inzwischen reicht schon die humorvolle Inszenierung der eigenen Kultur, um bei manchen einen kognitiven Kurzschluss zu erzeugen.

Die norwegische Fussballnationalmannschaft postete jüngst ein WM-Foto auf Instagram: «Norway is coming». Das Team der Nordmänner präsentierte sich dabei als Wikinger – grosse, kraftvolle, düster dreinblickende Männer, ausgerüstet mit bemalten Schilden, Pfeilbogen und Speeren, in klassischer Wikingerkluft vor einer Strandkulisse, die an die grossartige «Vikings»-Serie erinnert. Man kokettiert auf ironische Weise mit der eigenen Geschichte, Herkunft und Stärke. Zur Erinnerung: Nur weil sie ein Wikinger-Foto posten, heisst das nicht, dass sie anschliessend die Küste Englands überfallen. Die überwiegende Mehrheit versteht es genauso: als Spass. Mit knapp 300 000 Likes sorgte das Bild in den sozialen Medien für Furore – sogar bei Usern aus Ländern, die vor über 800 Jahren unter den Axträgern des Nordens gelitten haben. Weil, *guess what*: Die Wikinger leben nicht mehr. Niemand ist heute ihr Opfer und schleppt deshalb ein Trauma mit sich herum.

Nur einer erträgt es nicht, wenn andere Spass haben, Zusammenhalt, Teamgeist und Gemeinschaftsgefühl pflegen: der humorlose, woke Zeitgenosse. Am liebsten sollen sich alle von morgens bis abends bemitleiden und alles als schlimm und dramatisch empfinden. Anders kann ich es mir jedenfalls nicht erklären,

dass ein Journalist in dem Foto «Chauvinismus» erkennt und eine norwegische Wissenschaftlerin laut der *Daily Mail* davor warnt, die Tenues könnten als «hypermaskulin oder rechtsextrem» gesehen werden.

Klar, man kennt es ja: Besonders Skandinavien sind heute berüchtigt für ihre furchtbaren Gewaltverbrechen. Niemand fühlt sich in ihrer Gegenwart sicher. Überall schwingen sie ihre Hämmer und brüllen «Odin!». Skandinavier sind ein Riesenproblem.

Die Wikinger und ihr Erbe sind Teil der norwegischen Identität und Kultur. Zwischen dem 8. und 11. Jahrhundert segelten sie als Händler, Entdecker und Krieger über die Weltmeere,

*Nur einer erträgt es nicht, wenn andere Spass haben und Teamgeist pflegen: der woke Zeitgenosse.*

gefürchtet und bewundert. Posierte ein Fussballteam aus Ägypten auf einem WM-Foto in Anlehnung an die Pharaonen – was genauso lustig wäre –, würden es die gleichen Leute feiern. Niemand käme auf die Idee, zu sagen: Aber sie bauten Pyramiden und versklavten dafür Menschen! Jede Nation hat dunkle Kapitel in ihrer Geschichte. Doch während historische Traditionen und die Bezugnahme auf Identität und Geschichte bei anderen Kulturen als selbstbewusster Stolz gelten und im woken Milieu mit demonstrativer Begeisterung zelebriert werden, gelten sie bei europäischen beziehungsweise westlichen Nationen als unangenehm, wenn nicht problematisch. In Deutschland etwa reicht

es inzwischen, eine Flagge aus dem Fenster zu hängen, ein Volkslied oder die Hymne anzustimmen oder mit Stolz das eigene Land zu erwähnen, um als verdächtig zu erscheinen.

Zurück zu den Wikingern: Die Empörung stammt üblicherweise von einer kleinen, aber lauten Minderheit aus dem akademischen und journalistischen Milieu. Es sind Menschen, die in einer Blase von permanenter gegenseitiger Bestätigung leben und deshalb tatsächlich glauben, sie seien auf einem Kreuzzug für eine bessere Welt, auch wenn die Mehrheit ihre Sichtweise nicht teilt. Die einzig vernünftige Reaktion wäre, sie zu ignorieren, stattdessen verschaffen Medien ihren Ideen grösstmögliche Aufmerksamkeit. Das heisst übrigens nicht, dass man das Foto nicht kritisieren darf. Doch wer wegen eines ironischen WM-Fotos sofort die Chauvinismus- oder Nazi-Keule auspackt, will nicht diskutieren, sondern einschüchtern. Es ist der Versuch, Organisationen zur Löschung ihrer Inhalte zu bewegen, eine Form von Cancelling.

Das Gute ist: Niemand wird gezwungen, an Sportwettbewerben teilzunehmen. Und sollten es die Dauerempörten mit ihren vielseitigen Talenten je an eine WM schaffen, können sie sich dort ja als genderneutraler Soja-Cookie verkleiden. Die Norweger haben das Foto nicht gelöscht, also alles richtig gemacht. Eigentlich sollten sie in Wikingerkostümen ins Stadion einlaufen – und am besten gleich Weltmeister werden.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Pfauen-Invasion im  
italienischen Küstenort  
Punta Marina?  
Die Medien behaupten  
wieder einmal Unsinn.  
*Nicholas Farrell,*  
Seite 44



*Ehrfurcht und Demut.*

**James Tissot, «Ein vorüberziehender Sturm», 1876** – Es gab eine Zeit auf Erden, vor 234 Millionen Jahren, die sogenannte karnische pluviale Episode, da regnete, stürmte und gewitterte es fast ohne Unterbruch über eine Million Jahre lang. Zuvor gab es kein Gras, keine Blumen und keine Vögel. Es gab winzige Dinosaurier, unzählige Reptilien, Meere voller Fische und ein Etwas, das wir einen Cynodonten nennen, säugetierähnliche Reptilien, unsere Urvorfahren.

Nach der Episode des epischen Unwetters, nach all dem Kohlendioxid, das berstende Vulkane in den Himmel bliesen, nach all dem Wasserdampf und der Hitze bewohnten frühe

Dinosaurier die Erde, da waren Nadelbäume, die ersten Wälder, Farne, da waren Flüsse und Seen. Da war die erste Welt, die ein wenig jener gleich, die die ersten Menschen vorfanden.

Seither ziehen Stürme über die Erde. Bedrohlich sind sie bisweilen, gewaltig, tödlich hin und wieder, sie verwüsten, aber sie reinigen auch, bereiten das Terrain vor für Neues. Und, vor allem, sie ziehen vorüber, und der aufgewühlte Himmel beruhigt sich wieder, und der Mensch kommt in aller Regel mit einem Schrecken, einem blauen Auge und einem kurzen Gefühl von Ehrfurcht und Demut davon. Und der Erkenntnis, dass er zwar gross ist, aber trotzdem immer klein bleiben wird.

Viel zerstörender scheinen die Stürme zu sein, die der Mensch selbst sät. All der Wind, den er verursacht, und der Sturm, den er dafür erntet. Und schon seit seinen ersten Schritten auf der Erde ist der Mensch selbst von der Beschaffenheit eines Gewitters. Er zieht auf, wütet oder fällt plötzlich in sich zusammen und wird zum Lüftchen.

James Tissot (1836–1902) führte ein Leben, an dem die meisten heftigen Gewitter vorbeizogen. Nur einmal schwemmte eines die Erde unter seinen Füßen weg, als seine Muse starb, und liess sein Gemüt für die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in der Eintönigkeit ewigen Regens tröpfeln. *Michael Bahnerth*

# Die Apokalypse der imaginären Antifaschisten

Aufruhr in Paris: Frankreichs linke Kulturszene protestiert gegen den Medienmogul und Verleger Vincent Bolloré – aber es gibt keine faschistische Machtübernahme.

Jürg Altwegg

Wir werden nicht sagen können, dass wir nichts wussten», wie damals, als man Hitler noch hätte stoppen können. Um seine Rückkehr zu verhindern, unterzeichneten 600 Repräsentanten des französischen Films einen Aufruf gegen «die faschistische Machtübernahme über das kollektive Imaginäre». Publiziert wurde er als Auftakt zum Festival von Cannes. Es war von der Volksfront der Kommunisten und Sozialisten als Antwort auf Mussolinis «Mostra internazio-

*Vorausgegangen war dem Beben von Cannes der Auszug von 300 Schriftstellern beim Verlag Grasset.*

nale» in Venedig begründet worden. Wegen Hitlers Überfall auf Polen musste die im September 1939 geplante erste Ausgabe kurzfristig abgesagt werden. Im Mai 1968, als alle Maoisten waren, wurde die Veranstaltung aus Solidarität mit der Revolte abgebrochen. So hatten es die Stars der Nouvelle Vague gewollt: Jean-Luc Godard, François Truffaut, Claude Lelouch.

## Die Guten gegen das Böse

War 2026 das letzte Festival vor der «faschistischen Machtübernahme» in der Wirklichkeit? Das Datum ist bekannt: die Präsidentschaftswahl im April 2027. «Ohne Koalition des kulturellen Widerstands wird das Rassemblement national gewinnen», legten noch während der Dernière in Cannes tausend Intellektuelle nach. An vorderster Front: Literaturnobelpreisträgerin Annie Ernaux.

Das Drehbuch schreibt die Kulturszene im Kollektiv. Es begann im Mai 1981 mit dem Einzug von François Mitterrand ins Élysée. Nach zwei Jahren zerbrach die Utopie am Widerstand der Realität. Die Linke ersetzte den Glauben an den Marxismus durch den Antifaschismus. Die strahlende Zukunft durch die düstere Vergangenheit. Mitterrand förderte die Karriere von Jean-Marie Le Pen und zog die Brandmauer hoch: Der Front républicain garantierte sein Verbleiben an der Macht. Der Soziologe Paul Yon-



Hassfigur: Milliardär Bolloré.

net beschrieb, wie der Antirassismus als neue Staatsideologie installiert und das Land von einer «Hyperästhesie» der Vergangenheit ergriffen wurde. Es war ein Pakt mit dem Teufel, der Guten gegen das Böse.

Der Protest in Cannes dieses Jahr zielte auf den katholisch-konservativen Unternehmer und «Kryptofaschisten» Vincent Bolloré. Zu 90 Prozent befinden sich die Qualitäts- und Regionalzeitungen, Magazine und Privatsender im Besitz einer kleinen Schar von Milliardären. Verleger ist keiner, Bolloré der inzwischen mächtigste. Er herrscht über das Vivendi-Imperium, das neben Printmedien zahlreiche Sender, die Hachette-Buchverlage, Kinos und Theatersäle sowie das weltweit führende Musiklabel Universal umfasst. Wenn Lady Gaga und Taylor Swift ihre Stimmen erheben, klingen bei Bolloré die Kassen.

Canal plus ist in vielen Ländern präsent. Im französischsprachigen Afrika, wo Bolloré bis zu vierzig Häfen kontrollierte, Zugstrecken baute und sich der Korruption schuldig bekannte, verfügt der Pay-TV-Gigant über ein Monopol. Mit Canal plus wurde erstmals das staatliche Monopol gelockert. Mitterrand verlieh die Lizenz an seinen Kabinettschef im Élysée, den Taxiunternehmer André Rousselet. Die Bewilligung für den ersten frei empfangbaren Privatsender bekam Silvio Berlusconi. Canal plus wurde zum Vorzeigeunternehmen der Kulturindustrie und Stützpfiler der Filmpolitik. Der Sender investiert jährlich gegen 200 Millionen Euro in die Produktion und macht auch wenig erfolgreiche Filme sichtbar. Seit der Übernahme durch Bolloré gab es keine Beschwerden über eine allfällige politische Einflussnahme durch den Medienmogul. Noch in Cannes kündigte der Senderchef an, dass er fortan auf die Zusammenarbeit

### *Der antifaschistische Imperativ der Sozialisten nahm die Kulturpolitik in seinen Griff.*

mit den Unterzeichnern der Petition verzichte. Es war eine Kriegserklärung, der Kulturkampf eskalierte zum Bürgerkrieg in der Kulturszene – denn es geht auch um das tägliche Brot.

#### «Bolloré liest nicht»

Vorausgegangen war dem Beben von Cannes der Auszug von 300 Schriftstellern beim Verlag Grasset, dem mondänsten der Kulturszene, dem Hauptquartier des einflussreichsten französischen Intellektuellen der Gegenwart, Bernard-Henri Lévy. Ausgelöst hatte ihn die Freilassung des achtzigjährigen Dichters Boualem Sansal, der ein Jahr lang in seinem Heimatland Algerien im Gefängnis sass. Anlässlich seiner Rückkehr nach Paris beklagte er die mangelnde Solidarität seiner Kollegen und – ungerechterweise – seines Verlegers Antoine Gallimard. Mit einem Scheck

in Höhe von einer Million lockte ihn Bolloré zu Grasset – ohne dessen Verlagsleiter Olivier Nora zu konsultieren. Gallimard, rechtfertigte Sansal seinen Transfer, habe ihn aus der Verlagswohnung geworfen und ihm einen Vorschuss von nur 100 000 Euro geboten.

Sein Buch über die Zeit im Gefängnis ist eben erschienen – erneut auf Order von Bolloré. Nora wollte es überarbeiten und im Winter veröffentlichen. Nora wurde entlassen, und in seinem Gefolge kam es zum Exodus der 300 Autoren. In seinem publizistischen Flaggschiff *Journal du Dimanche* begründete Bolloré den Rauswurf mit dem wirtschaftlichen Niedergang des Verlags und schrieb, dass Nora eine Million verdiene, die zur Hälfte direkt vom Mutterkonzern finanziert werde. Drei Wochen lang veröffentlichte die Sonntagszeitung *Interna* aus dem Verlag, der Journalist hatte Zugang zur Whatsapp-Schleife der Autoren. In einer Diskussionsrunde des Fernsehens diskutierten sieben Teilnehmer, keiner verteidigte den «Nazi» Bolloré.

Auch als Statthalter Putins wird er vorgeführt. Der ansonsten besonnene Philosoph Pascal Bruckner, der die Auschwitz-Keule verpönt und dessen Honorar ebenfalls publiziert wurde, nannte in der deutschen Zeitung *Die Welt* den neuen Verlagsleiter einen «Stiefel-lecker und Lakai» und Bolloré einen «schlechten Unternehmer», der Grasset und den ganzen Vivendi-Konzern «tötet». Im Interview mit der *Welt* bescheinigt er Bollorés Medien «Antisemitismus der primitivsten Sorte». Bolloré selbst «verkörpert den alten Antisemitismus der französischen Bourgeoisie»: «Bolloré ist nicht kultiviert. Er liest nicht.» Sein Programm: Le Pen in Frankreich, Putin in ganz Europa.

Nach dem Verbot von Putins Propagandasender der RT war seine Chefredaktorin Xenia Fiodorowa in Paris geblieben. Sie tritt in Bollorés Medien auf und publiziert in seinem Verlag Fayard. Im Herbst 2024 bekam die Russin eine Aufenthaltsbewilligung für zehn Jahre, die jetzt zum Skandal hochgespielt wird. Der Premierminister droht mit Landesverweis. Fiodorowa muss für Bolloré und Putin herhalten. «Es heisst, sie sei seine Mätresse», fantasiert Bruckner. Wobei nicht klar wird, ob er Putin oder Bolloré meint. Und nur präzisiert: «Sie ist die Stimme Putins, Bolloré ist Putins Strohmännchen.» Die *Libération* spekuliert bereits, dass man sie eines Tages als Agentin entlarven könnte: «Es wäre der spektakulärste Erfolg des russischen Geheimdiensts seit dem Zerfall der Sowjetunion.»

Zum Sieg des Lichts über die Kräfte der Düsternis hatte Jack Lang Mitterrands Machtübernahme verklärt. Als Kulturminister setzte er das «Kulturprozent» durch und rettete mit der Preisbindung für Bücher das Verlagswesen. Die «Demokratisierung der Kultur» wurde in die Wege geleitet und vom Europarat eine «Charta der Kultur» erarbeitet. Vor der Unesco geisselte Lang die «Coca-Kolonialisierung der Köpfe»

durch Hollywood und lancierte die «exception culturelle» der Franzosen. Der antifaschistische Imperativ der Sozialisten nahm die Kulturpolitik in seinen Griff und vertiefte den Graben zwischen Elite und Volk. Die Revolte der Gelbwesten war ein Aufschrei gegen die Verachtung von oben. «Die Welt der Kultur hat die Schlacht der Narrative verloren», kommentiert *Le Monde* die Affären um Bolloré und konstatiert einen «schwindelerregenden

### *In Paris bröckeln in diesem Frühsommer die letzten Totems und Tabus der Linken.*

Umsturz»: «Die kulturelle Demokratisierung ist gescheitert, ein Grossteil der Bevölkerung ist von der mit Steuergeldern finanzierten Kultur abgeschnitten.»

Der «Umsturz» ist kein Putsch der Rechtsextremisten, es gibt keine «faschistische Machtübernahme über das kollektive Imaginäre». Bislang haben die Bolloré-Medien der Meinungsfreiheit und -vielfalt mehr gedient als geschadet. Die Petition gegen sie entlarvt die Obsessionen ihrer Autoren. Das kollektive Unterbewusstsein der Franzosen befreit sich von seiner Kolonialisierung durch die Linke. Ihr gutes Gewissen und ihre moralische Überheblichkeit wurzeln in der Überzeugung, dass der Faschismus rechts ist und der Widerstand links. Diesen Mythos haben Historiker längst widerlegt. Jetzt nehmen sich die Regisseure dieser französischen Lebenslügen an. In Cannes wurden mehrere Filme über dramatische Schicksale zwischen Kollaboration und Résistance gezeigt.

#### Ideologie zerbricht

Ein Erfolg bei Publikum und Kritik ist Xavier Giannolis Meisterwerk «Les rayons et les ombres». Er erzählt die Geschichte von der Freundschaft des linken Journalisten Jean Luchaire mit dem Nazi Otto Abetz. Sie geht auf ihr Engagement als Pazifisten zurück, als sie einen Zweiten Weltkrieg verhindern wollten. Im besetzten Paris standen sie im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Treibens. Es wurde getanz und getrunken. Abetz war für die Zensur zuständig. Mit seinem Segen wurden die Stücke von Albert Camus und Jean-Paul Sartre uraufgeführt und die philosophischen Standardwerke des Nachkriegs publiziert. Bei Gallimard gaben sich Antifaschisten und Faschisten die Hand. Bollorés Vorgänger Bernard Grasset wurde wegen Kollaboration verurteilt und sein Vermögen beschlagnahmt.

In Paris bröckeln in diesem Frühsommer die letzten Totems und Tabus der Linken. Vor unseren Augen bricht ein ideologisches System auseinander. Die Apokalypse der imaginären Antifaschisten hat begonnen. Im Kino und auf Erden.

# Netter Nachtmensch

Mark van Huissingling

Mark Ronson: Night People –  
How To Be a DJ in '90s New York City.  
Workman. 256 S., Fr. 37.90

Disc Jockey ist für junge Männer ein ähnlich angesagter Beruf wie Model für junge Frauen. Doch Topmodels, schreibt Jay McInerney, rangieren gesellschaftlich noch über Hollywoodstars, weil diese schauspielern, also arbeiten müssten, während Models bloss sein müssten, ohne etwas zu tun. Auf dieser Flughöhe, oder sogar darüber, bewegen sich auch die besten DJs – man denke an den Song «God Is a DJ».

So viel zur Fiktion. Stützt man auf Mark Ronsons lesenswerte Erinnerungen an seine Zeit als Plattenspieler in Klubs von Manhattan in den 1990er Jahren ab, liegt der Vergleich mit anderen Dienstleistern näher: den Flight-At-

*Missy sagte freundlich «hi»  
und wendete sich gleich wieder  
ihrer Studioarbeit zu.*

tendants. Beide Berufe klingen gut, sind aber eher anstrengend sowie schlecht bezahlt. Und die Arbeitszeiten sind ebenfalls unattraktiv.

Womit keinesfalls gesagt sein soll, Ronson, 51, habe seinen Einsteigerberuf in die Branche – seit einiger Zeit ist er Musikproduzent, etwa verantwortlich für Hits von Amy Winehouse, Lady Gaga, Bruno Mars und anderen – nicht gemocht. Im Gegenteil, er liebte ihn. Weshalb er kein streng urteilendes oder aufdeckendes Buch geschrieben hat, sondern eine Ode an den Job. Dennoch, oder darum, sind seine Memoiren glaubwürdig und verschaffen Einsicht in die Branche sowie das Handwerk (er hat einen leichten Hang zum Mix-Nerd, erklärt gern DJ-Technisches; als Produzent versuchte er es in jungen Jahren eher selten, und seine frühen Werke entwickelten wenig Zugkraft).

Die wichtigste, fast banale Erkenntnis: Es hilft im Nachtleben, ein Nachtmensch zu sein. Ronson ist einer, dennoch versuchte er am An-



Sex, Drogen und Business: DJ Ronson mit Lady Gaga.

fang seiner Laufbahn, bloss in Teilzeit aufzulegen und daneben zu studieren. Bis er bald die Universität ohne Abschluss verliess. Das Nacht-eulen-Gen habe er von der Mutter und dem Stiefvater vererbt bekommen. Fast beiläufig schreibt er, dass seine Mutter, eine Tochter aus der britischen *upper-middle class*, sowohl als Gastgeberin als auch als Partygirl beliebt plus bekannt gewesen sei. Und sein Stiefvater, Mick Jones, Gründer und Gitarrist der Rockband Foreigner, ebenso zu den *night people* gehörte. Mit anderen Worten: Der familiäre Hintergrund – «Mummy's beautiful, Daddy's rich [and famous]» – half ebenfalls.

Ronson erzählt etwa, wie er als Teenager, damals noch in einer Band, ein Engagement einzig deshalb bekam, weil er seinen Schulfreund Sean zum Mitauftritt motivieren konnte. Sean? Lennon, Sohn von John und Yoko Ono, Bekannte von Marks Eltern. Was die Band der Söhne zwar buchbarer, aber nicht besser machte. Ronson selbstkritisch: Ein Nepo-Baby (von Nepotismus) zu sein, erleichtert den Einstieg, doch liefern muss man dann schon selbst.

Und geliefert hat er. In einem Feld zudem, auf dem es noch härter war für einen *white, rich* (sowie *jewish*) boy wie ihn – Hip-Hop. Was ihn zu einem von nur zwei weissen DJs in Man-

hattans coolen Downtown-Klubs machte, die sich gegen schwarze Mitbewerber behaupten konnten (der andere weisse, jüdische Junge: DJ Stretch Armstrong, erst Marks Vorbild, später sein Kumpel).

## Kompliment von P. Diddy

Ronson holte immer mehr Buchungen für immer angesagtere Partys – wichtig war nicht bloss, in welchem Klub, sondern auch an welchem Abend ein DJ auflegen durfte. Er war sich aber nicht zu gut, in kommerziellen Lounges zu spielen, wo Leute wie seine Eltern hingingen, weniger wegen der Musik, sondern mehr wegen der anderen Partynächte-Treiber: Sex, Drogen und Business. Das DJ-Honorar lag um 200 Dollar je Einsatz von 22 Uhr bis 4 Uhr oder noch länger. Apropos Drogen, Ronson ist einer der wenigen, die nicht schreiben: «Alle waren high, ausser ich»; stattdessen: «Alle waren high, ab einer bestimmten Uhrzeit.»

Ebenfalls interessant: Wie weit er wegblieb von Berühmtheiten, die die Anlässe besuchten, die er bespielte. Darunter Biggie Smalls (längst tot) und Jay-Z (heute Milliardär), sie nahmen ihn nicht zur Kenntnis. Oder P. Diddy (im Knast), der, was für ein Highlight, einmal das Streichholz aus dem Mund nahm und zum



Klubchef sagte: «Hol den DJ von vorhin zurück, er war besser» (das war Mark Ronson). Aaliyah, die mit 22 verstorbene R-'n'-B-Sängerin, immerhin kannte Mark, sie stellte ihn Missy Elliott vor – worauf er sagen wollte, er sei ihr grösster Fan, aber nicht dazu kam: Missy sagte freundlich «hi» und wendete sich gleich wieder ihrer Studioarbeit zu.

«Night People» sind wohl die wohlmeinendsten und zugleich faktentreuesten DJ-Erinnerungen, die ich gelesen habe. Vermutlich weil Mark Ronson seine Anfänge nicht überverkaufen muss, schliesslich stieg er später zu einem Produzenten-Star auf – der nette Junge hinter den Technics-Plattenspielern graduierte erst zum Mann hinter zahlreichen Hit-Künstlern und danach selbst zu einer Popgrösse (sein Album «Uptown Funk» belegte 2015 Platz eins der UK-Charts). Hoffentlich folgt die Fortsetzung: «How to Be a Music Producer in the Noughties and a Popstar in the 2010s».

## Rätsel der Vanille

*Daniela Roth*

Gaëlle Bélem: Die seltenste Frucht. Roman. Peter Hammer. 224 S., Fr. 37.90

Die Bourbon-Vanille verdankt ihren Namen der französisch kolonisierten île Bourbon, seit 1848 La Réunion, eine Insel und ein Übersee-Departement Frankreichs im Indischen Ozean. Hauptanbaugebiet der Bourbon-Vanille ist heute Madagaskar. Vanille ist eine spezielle Orchidee, die zu kultivieren Geduld und Handarbeit erfordert. Beides ist auf Madagaskar erheblich kostengünstiger. Bis heute wird Vanille dort von Hand bestäubt. Wie das geht, hat 1841 ein Sklavenjunge auf Bourbon entdeckt, der zwölfjährige Edmond Albius. Auf

*Geradezu erotisch beschreibt sie, wie Edmond entdeckte, wie Stempel und Staubblatt sich berühren lassen.*

La Réunion immer Kind geliebener Held, ist seine ganze Lebensgeschichte nun in Romanform nachzulesen. Die Schriftstellerin Gaëlle Bélem, Historikerin und Juristin, Lehrerin und Jugendrichterin auf La Réunion, hat in Archiven recherchiert, in Bibliotheken und Museen, im Internet – und vor allem in den Vanillehainen.

In Archiven etwas über Versklavte zu finden, sei schwer, sagt die Autorin. Sklaven gingen durch die Geschichte, ohne eine Spur zu hinterlassen. Es gibt Briefe des «Eigentümers» von Edmond Albius. Edmond selbst konnte nicht

lesen und schreiben. Es gibt eine Eheurkunde, das Testament der verstorbenen Frau, die Todesurkunde Edmonds – also nur indirekte Quellen. Gaëlle Bélem wollte Edmond rehabilitieren. Entstanden ist ein sinnliches, dichtes, fantasievolles, kurzweiliges Buch: «Die seltenste Frucht», 2025 von der *New York Times* als eines der wichtigsten hundert Bücher des Jahres gelobt.

### In Armut verstorben

Edmond Albius wurde als versklavter Waise von dem verwitweten Gutsbesitzer Ferréol Beaumont als Pflegekind aufgenommen und hat den Pflanzen- und Orchideen-Fan von klein an bei der Gartenarbeit genau beobachtet. Er merkte sich alles, was er hörte und sah. Ein Zeitzeuge berichtet, dass der Junge, der nur Kreolisch sprach, alle Pflanzen in der lateinischen Fachsprache benennen konnte. Geradezu erotisch beschreibt Bélem, wie Edmond entdeckte, wie man die Vanille befruchtet, damit sie Früchte trägt; wie Stempel und Staubblatt sich berühren lassen.

Edmond Albius löste mit seinem Tun ein dreihundert Jahre altes Rätsel. Der spanische Entdecker Hernán Cortés hatte die bereits bei den Azteken bekannte Vanille im 16. Jahrhundert von Mexiko nach Europa gebracht. Aber hier trug sie keine Früchte – die bestäubende Biene ist nur in Mexiko heimisch. Vor Albius war es einem französischen und einem belgischen Botaniker gelungen, Vanilleschoten zu züchten, aber sie konnten ihre Verfahren nicht wiederholen. Edmond Albius war es, der eine Methode entwickelte, die sich bewährte und die er unterrichtete. Damit verhalf er vielen Plantagenbesitzern zu ausserordentlichem Reichtum.

Nur er selbst hatte nichts davon. Niemals hat der Versklavte gebührende Anerkennung gefunden. Er ist in Armut verstorben. Seine

Geschichte ist auch die einer Sklavenhaltergesellschaft. All diese Informationen stecken leichtfüssig verarbeitet in dem Buch, in dem es von Pflanzen, Blüten, Düften, Handwerkszeug und Lebensgewohnheiten wimmelt. Spielerisch flicht Bélem Episoden aus Edmonds Lebensgeschichte ein, nimmt sich dabei aber selbst nicht zu ernst. So könnte es sich zugetragen haben. Möglicherweise ist es aber auch anders gewesen.

Fachlich-botanisch und in blumiger Sprache lässt Gaëlle Bélem die üppige Vegetation der Insel spriessen. Die Flora und Fauna La Réunions ist vielfältig und Unesco-Welterbe, die Gesellschaft ein kosmopolitischer Mix. Die Autorin selbst hat eine französische und eine kreolische Identität. Das Buch, in dem sich Einsprengsel der Kreolsprache La Réunion finden, sei auch ein Spiegel ihrer selbst, erzählte sie mir bei einer Lesung in Vallendar. Die 41-jährige Autorin ist auf Erfolgskurs. Bereits jetzt reist sie mit «Die seltenste Frucht» auf der halben Welt herum. Nächstes Jahr erscheint das Buch auf Arabisch. Ihr Debütroman «Un monstre est là, derrière la porte» und eine Kurzgeschichtensammlung werden gerade ins Deutsche übersetzt.

Ärgerlich ist einzig, dass der Verlag glaubt, es afrodeutschen Aktivistinnen gleichzutun zu müssen, und das Adjektiv «schwarz» gross schreibt. Im französischen Original ist das nicht so. Es stört den Lesefluss und ist nicht nötig, wenn, wie hier, die Geschichte für sich spricht und mit grossartiger Erzählkunst und einer schönen Sprache einhergeht. Möglicherweise wird man nach der Lektüre an Gaëlle Bélem und an Edmond Albius denken, wenn man ein Vanilleeis isst. Vanille ist das weltweit beliebteste Aroma – vor allem das der echten Bourbon-Vanille.



*Beliebtestes Aroma der Welt: Vanille-Blüten.*

# Labyrinth der Liebesqual

Oliver vom Hove

Juri Felsen: Getäuscht.

Aus dem Russischen von Rosemarie Tietze.  
Kiepenheuer & Witsch. 272 S., Fr. 36.90

Ein wundersames Gewebe der Erzählkunst erwartet einen beim Aufschlagen dieses gleichsam aus dem Totenreich zurückgekehrten Romans. Geschrieben hat ihn ein junger Russe, der, 1917 vertrieben vom revolutionären Umsturz seiner Heimat in das totalitäre Sowjetsystem, sich unter Tausenden anderen gestrandeten Russen im Paris der 1920er Jahre wiederfand. Dort erschrieb er sich einen Rang als an der Moderne geschulter Autor, der seine ersten Erzählungen in russischen Exilzeitungen publizierte.

«Getäuscht» erschien 1930 in Paris. Ein Rausch der Gefühle erfasst darin einen vereinsamten Emigranten, als er das Bild der hübschen Ljolja sieht. Eine Tante hat es ihm prä-

## *Ist die junge Russin eine Femme fatale? Oder der Ich-Erzähler ein mimosenhafter Egozentriker?*

sentierte, mit der Verheissung, sie aus Berlin zu ihm nach Paris zu schicken. Tatsächlich kann er die junge Russin auf dem Bahnhof in Empfang nehmen und tagelang durch die turbulente Metropole führen. Ljolja erweist sich als reichlich kapriziös. Vor allem aber scheint sie seine spontan aufschliessende Verliebtheit nicht zu beeindrucken. Unverrichteter Dinge muss er sie wieder abreisen lassen. Aber sein «Liebesegoismus», wie er es selber nennt, schafft sich nun erst recht Bahn. Der elegisch gestimmte Erzähler verliert sich in Gedankenschleifen voller hochfliegender Erwartungen und zermürbender Selbstzweifel.

Erschwerend kommt hinzu, dass Ljolja unglücklich verheiratet ist und offenbar von ihrem Mann nicht loskommt. Eifersucht verstärkt die Obsession des Verlassenen. Er zitiert einen Satz von André Maurois: «Die Liebe hält Abwesenheit oder Tod besser aus als Zweifel und Verrat.» Ist die junge Russin eine Femme fatale? Oder ist nicht vielmehr der Ich-Erzähler ein mimosenhafter Egozentriker? Ein «Monsieur le vivisecteur» der eigenen Seelenqual?

Nach und nach übermannt den Verbannten die Befürchtung, gedemütigt zu werden. In grob männlicher Manier hält er sich an zwei Russinnen schadlos, mit denen er amouröse Abenteuer eingeht. Er verliert sich im Grübeln, in Überflutungen von Larmoyanz und gleichzeitiger Überheblichkeit. Dann wieder sehnt er sich nach einem Leben von Menschen, «die entschieden

leben, geliebt werden oder um Liebe kämpfen und für mich unbestreitbar würdig sind».

## Schmerz eines Ausgegrenzten

So viel Selbstbespiegelung könnte beim Lesen Unmut erzeugen, wäre da nicht die bestrickende Form der introspektiven Erzählkunst. In Satzkaskaden voller kunstvoller Verschachtelungen und akribischer Einschübe treibt der Ich-Erzähler seine Selbsterforschung in angestrenzte psychologische Tiefen. Das erfordert Atemholen, birgt indes viel Einsicht in eine erschütterte Seelenlage. Der Name Juri Felsen war ein Pseudonym. Tatsächlich hiess der 1894 in St. Petersburg geborene Emigrant Nikolai Bernhardowitsch Freudenstein. Seine jüdische Abkunft wurde ihm nach der deutschen Besetzung Frankreichs zum Verhängnis: Er geriet trotz Fluchtversuchen den NS-Häschern in die Hände und wurde noch am Tag seiner Ankunft, am 13. Februar 1943, in Auschwitz ermordet.

Nicht nur Marcel Proust, James Joyce und Virginia Woolf werden als seine Vorbilder genannt, auch der Einfluss von Henri Bergson liegt nahe, dem damals in Paris einflussreichen Philosophen. Seltsam ist der Titel des erstmals auf Deutsch vorliegenden Romans. «Getäuscht»? Wer wurde getäuscht? Die abweisende Frau? Die verführten Russinnen? In Wahrheit doch wohl der Ich-Erzähler selbst, der sich bei aller Leidensbereitschaft und aufflackernden Selbstironie unerschütterlich für begehrenswert hält.

Die Liebessehnsucht legt wie eine Wunde den Schmerz eines Ausgegrenzten frei. Sie ist ein Spiegel der existenziellen Verlassenheit des Protagonisten, seiner Heimat- und Ziellosigkeit in der aufgezwungenen Fremde. Die Emigration in eine aussichtslos ersehnte Liebe ist die wahre Täuschung.

## Wo früher die Mauer stand

Heimo Schwilk

Michael G. Fritz: Die Stille ist das Rieseln des Sandes. Miniaturen aus unserer und einer anderen Zeit. Mitteldeutscher Verlag. 128 S., Fr. 24.90

Dies ist ein Buch über eine Kindheit in der DDR. Aber nicht versetzt mit nostalgischen Tönen über einen untergegangenen Staat. Michael G. Fritz setzt an den Anfang des wohlkomponierten Bandes seine Erfahrungen mit Reiseanträgen, die jahrelang zurückgewiesen wurden: Er wollte zu Verwandten nach München. Solch eine Begegnung wurde erst kurz vor dem Mauerfall genehmigt, als die DDR begann, sich aufzulösen. Fritz durfte nur allein reisen; er musste Ehefrau und Kinder zurücklassen, damit

er ja ins Gefängnis zurückkehrte, das ihm grosszügig Freigang gewährt hatte.

Aber der Autor nutzte den Rückflug, um Westberlin zu sehen, zu dem ihm als «Ossi» der Zugang versperrt war. Also landete er in Tegel – und fühlte sich sogleich als Fremder, der die Podeste erkletterte, von denen man in den Sperrbezirk des Ostens spähen konnte. Von oben, vom Flugzeug aus, sah alles ähnlich aus, doch unten, in der Stadt, hatten sich zwei anta-

## *«Die Stille ist das Rieseln des Sandes, den der Sommerwind von den Wegen aufgewirbelt hat.»*

gonistische Gesellschaften herausgebildet, hier das kapitalistische «Paradies», dort die sozialistische Mangelwirtschaft.

Was ist «Heimweh»? Der Autor, der inzwischen in seiner Wahlheimat Dresden lebt, gibt ein paar ironische Erklärungen – aber das Heimatgefühl überwältigt ihn in der Berliner S-Bahn, die er gleich an ihren typischen Geräuschen und an ihrem Geruch erkennt: «Es roch nach einem Gemisch aus warmem Staub, erhitztem Kunstleder und Maschinenöl.» Fritz knüpft an diese Erfahrung die Möglichkeit, im Westen zu bleiben, die eigene Familie in der DDR zurückzulassen. Aber das Heimatgefühl ist zu stark, die Bindungen sind es wohl auch.

In einem Abschnitt ist er am Checkpoint Charlie und besichtigt den sowjetischen «Tinnef» («Parteibücher, Abzeichen, Orden»), der einst so viel Mächtigkeit ausgestrahlt hatte. Nun besichtigen Berlin-Touristen das nutzlose Blech. Auch hier, am Ort des historischen Triumphes, memoriert Fritz die eigene Existenz, das Verlorene zwischen den Welten.

Das DDR-Regime schuf noch einmal, erinnert sich der Autor, mit dem Gummiknüppel Tatsachen, verhaftete massenhaft Regimegegner – bevor es zusammenbrach. Es riss auch eine Kindheit mit sich, die Fritz jedoch nie mit dem Staat verwechselt. Das ist das Wohltuende dieses Bandes: Seine Emotionen sind nicht politische Verlautbarungen, sondern existenzielle Erfahrungen. Das Rieseln des Sandes ist eine Metapher für das Heimatgefühl, das man empfindet, in welchem «System» auch immer.

## Erinnerungen wie bunte Steine

Der titelgebende Abschnitt sei an dieser Stelle zitiert, um das Innige dieser sehr menschlichen Erinnerungen nachvollziehbar zu machen: «Die Stille ist das Rieseln des Sandes, den der Sommerwind von den Wegen aufgewirbelt hat, ist das Flügelschlagen der Tauben auf dem Dachfirst, das Aufschäumen der schlierigen Algen im See, die den Badenden grün färben, ist das Setzen der eiligen Hundepfoten auf den Platten, auf die sein Speichel tropft, das Zischen der Sense im kniehohen Gras, das Summen

des Kühlschranks Foron vom VEB DKK, ist das blaue Lichtspiel der Fernseher im Haus gegenüber, das Lachen der Frauen in den nächtlichen Swimmingpools, das Knacken der Borke, wenn sie sich in grosser Hitze von den Kiefern löst, der Wald ist davon erfüllt wie vom Harzgeruch, die Stille ist das Sirren der S-Bahn, die weit hinter dem Wald vorbeizieht, wo früher die Mauer stand, manchmal die Schüsse peitschten.»

Wer mit der Vita des Autors vertraut ist, weiss, wo diese einprägsamen Beobachtungen zustande kamen: in dem kleinen Ort Schulzendorf bei Eichwalde. Dieses Buch von Fritz sammelt eindrückliche Erinnerungen wie bunte Steine. Die ersehnte Fahrt nach Paris wird nur imaginiert, die DDR-Transportpolizei hat ein waches Auge auf die zwei Spinner, die ihre literarische Fantasie wegtreibt. Doch endlich darf der Autor tatsächlich reisen, unter anderem nach Venedig und Israel; die Reiseindrücke hat er in zwei imposanten Bänden zusammengefügt. Aber das Gesehene wirkt weiter nach, die Geschichten sind längst noch nicht zu Ende erzählt.



Virtuoser Erzähler: Autor Illies.

## Vernichter des Goldes

Sylvie-Sophie Schindler

Florian Illies: Träume aus Feuer. Pfaueninsel. 144 S., Fr. 29.90

Wie wohl würde Florian Illies die Frage nach dem Vorschuss beantworten, den er für sein aktuelles Buch erhalten hat? Normalerweise hält man sich dazu als Autor bedeckt, doch kürzlich kochte im deutschen Literaturbetrieb genau darüber eine Debatte hoch. Ausgelöst durch Hanno Sauer und Mareice Kaiser, die öffentlich über ihre Vorschüsse sprachen. Ersterer hatte

*Illies erzählt auch von uns, von unserer Sehnsucht, über uns selbst hinauszuwachsen.*

für seine ersten beiden Bücher 160 000 Euro Vorschuss erhalten – etwa zehnmal so viel wie seine Kollegin für ihr Buch zu einem ähnlichen Thema. Über Reichtum zu sprechen, den man hat oder nicht: Daran ist kein Vorbeikommen, wenn man sich auf «Träume aus Feuer» einlässt. Ein kurzweiliger, poetisch und humorvoll durchwobener Roman, in dem der deutsche Bestsellerautor das macht, was er sehr gekonnt in seinen Vorgängerwerken wie «1913 – Der Sommer des Jahrhunderts» und «Liebe in Zeiten des Hasses» bewiesen hat: Er nimmt den Leser mit auf eine packende Zeitreise. Der Pfaueninsel-Verlag, in dem das Buch passenderweise publiziert wird, ist übrigens

eine Neugründung von Bastei Lübbe und wird von Constanze Neumann geleitet, ehemals Verlagsleiterin der Aufbau-Verlage. Das Programm startet mit sechs Titeln und will eine Leserschaft ab Mitte vierzig ansprechen, die gehobene Literatur schätzt.

### Gieriger Fürst

Nun aber ins 17. Jahrhundert, zu Johannes Kunckel, einem brandenburgischen Naturphilosophen und Magier, der von dem Grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm an den Hof nach Potsdam geholt wurde, um aus Silber Gold zu machen. Die damals wild überwucherte Pfaueninsel, in der Havel im Südwesten Berlins gelegen, wurde für gut zwei Jahre zu dessen Wirkungsstätte, wo er ungehindert experimentieren durfte. Es geht also um Alchemie. Bereits im hellenistischen Ägypten, vor allem in Alexandria und Umgebung, gab es die ersten Versuche, Gold von Menschenhand herzustellen, indem man bereits vorhandene Metalle veredelte.

Und immer schon gab es Mächtige, die sich von dieser Idee in den Bann ziehen liessen und mitunter regelrechte Obsessionen entwickelten. «Wenn der Kurfürst <Gold> hört, dann bekommt er immer ganz gierige Augen», schreibt Illies, der in seinem Roman als Erzähler auftritt. Die Geschichte der Alchemie ist zwar immer eine Geschichte der grossen Sehnsüchte, aber ebenso eine des grossen Scheiterns. Hier ist es nicht anders. Kunckel kann die Hoffnungen, die auf ihn gesetzt werden, nicht erfüllen – die Gier des Kurfürsten will trotzdem befriedigt werden.

Wie gut, dass der unter Druck stehende Alchemist da eine ganz andere Entdeckung macht. «Kunckel ist kein Erfinder, er ist ein

Vollender. Kunckel hat kein Gold gemacht, sondern das Gold der Dukaten benutzt, es klein-gerieben – was für ein Akt der dekadenten Verschwendung», kommentiert der Erzähler Illies, der bereits in seinen Jahren als Redaktor der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* zu dem sagenumwobenen Kunckel recherchierte. So absurd es ist, so ereignete es sich tatsächlich: Gold wurde nicht hergestellt, sondern zermalmt. Eine wichtige Zutat, um ein ganz besonderes Glas zu schaffen, rein und ohne Luft-einschlüsse: «Zunächst ist das Glas so gelb und bleich wie der Mond über Brandenburg. Doch dann geschieht das immer neue Wunder des Anlaufens. Erhitzt man das Glas ein zweites Mal, dann errötet es.» Genauer: «Es ist wie ein Sonnenuntergang, der beschlossen hat, für immer in diesem Glas zu wohnen.»

*Et voilà* die Geburtsstunde des sogenannten Rubinglases. Und das ist schon bald äusserst begehrt, überall in Europa reissen sich die Herrscher darum. Der Kurfürst lebt endlich im Wohlstand – doch bald schon nicht mehr. Es kommen Neider und Intrigen, es geht zu wie in einem Shakespeare-Drama. Und weil die Menschen eben so sind, wie sie sind, hat sich daran nichts geändert – es gibt sie immer noch, die *mésalliance* zwischen gierigen Mächtigen und blitzgescheitern Erfindern. Donald Trump und Elon Musk nennt Illies in zahlreichen Interviews selbst. Doch diesen Transfer braucht es nicht, um das Schicksal von Kunckel greifbar zu machen. Er kommt uns ohnehin dank der erzählerischen Virtuosität von Illies erstaunlich nahe. Auch deshalb, weil er von uns erzählt, von unserer Sehnsucht, über uns selbst hinauszuwachsen. Und der Welt etwas zu geben, was sie zu einem besseren Ort macht.

# Punta Marinas Pfauen müssen bleiben

Die Medien berichten vom Hitchcock-artigen Überfall der Vögel auf einen kleinen italienischen Küstenort. Unsinn!

Nicholas Farrell

*Lido di Dante, Ravenna*

Das Alltagsleben in Punta Marina, einem Ort ganz in der Nähe von mir an der Adriaküste, ist als eine Art hitchcocksche Horrorshow weltweit viral gegangen. Dieser Hype ist ein kleines Beispiel dafür, wie die Medien allzu oft die Wahrheit nicht sagen wollen – oder vielleicht gar nicht können. Es zeigt auch, wie viel zu viele Menschen durch Gehirnwäsche den Bezug zu dem verloren haben, was wirklich zählt im Leben, und nicht mehr in der Lage sind, zu erkennen, wenn vielleicht Gott selbst versucht, ihnen etwas mitzuteilen.

Pfauen sind heilige und symbolträchtige Vögel. Sie haben zudem eine entscheidende Verbindung zu Ravenna, die bis in die Anfänge des

*Der Ruf des männlichen Pfau ist zugegebenermassen beeindruckend aufdringlich.*

Christentums zurückreicht. Niemand weiss, warum sie in Punta Marina sind, aber es ist offensichtlich das Ergebnis von einer Art Wunder. Es gibt etwa 120 von ihnen, heisst es.

Liest man jedoch die Schlagzeilen, könnte man meinen, die Stadt sei von Zehntausenden von ihnen überrannt worden und ihre Absichten seien böse wie in Hitchcocks «Die Vögel», so dass die Einwohner es nicht wagen, ihre Häuser zu verlassen. «Invasion der Pfauen lässt italienische Stadt lautstark protestieren» (*The Times*). «Italienisches Dorf von randalierenden Pfauen überrannt» (*The Telegraph*). «Diese Pfauen haben eine italienische Stadt eingenommen» (CNN). Zwei ganze Wochen lang hat eine italienische Talkshow täglich Berichte aus Punta Marina über die Pfauen ausgestrahlt, als würde sie von der Frontlinie in einem Kriegsgebiet berichten.

## Hysterische Minderheit

Das alles ist ziemlicher Unsinn. Schlimmer noch, die Medienherde blökt im Chor, dass die Einwohner von Punta Marina die Anwesenheit der Pfauen ablehnen. Aber auch das ist, soweit ich das beurteilen kann, Unsinn. Viele Einheimische

mögen die Pfauen tatsächlich. Nur eine hysterische Minderheit, so scheint es, will sie loswerden. Wobei es sich, wie man sagen muss, bei vielen um Frauen handelt. Dazu kommt der eine oder andere Mann, dessen glänzender Edelschornstein von männlichen Pfauen durchbohrt wurde. Sie sahen darin ihr Spiegelbild.

Als der Bürgermeister von Ravenna im vergangenen Oktober bei einer öffentlichen Versammlung mit Einheimischen zusammentraf, beschwerten sich diese über Schlaglöcher und Radwege, erwähnten die Pfauen jedoch mit keinem Wort. Ein paar Fakten: Seit etwa dreissig Jahren gibt es Pfauen in Punta Marina, obwohl niemand eine überzeugende Antwort darauf hat, warum. Früher lebten sie hauptsächlich auf dem Gelände einer kleinen verlassenen Militärbasis in Strandnähe im Stadtzentrum, wo sie in den Pinien nisteten. Doch in den letzten fünf Jahren oder so haben sie ihr Revier ausgeweitet. Ja, sie reissen gelegentlich Dachziegel ab, auf denen sie gerne sitzen, und die Männchen zerkratzen manchmal Autos. Aber mal ehrlich, ist das wirklich so schlimm?

Der Ruf des männlichen Pfau ist zugegebenermassen beeindruckend aufdringlich. Es ist ein langgezogener Schrei. Das stört offenbar tatsächlich einige Anwohnerinnen, die sagen, es halte

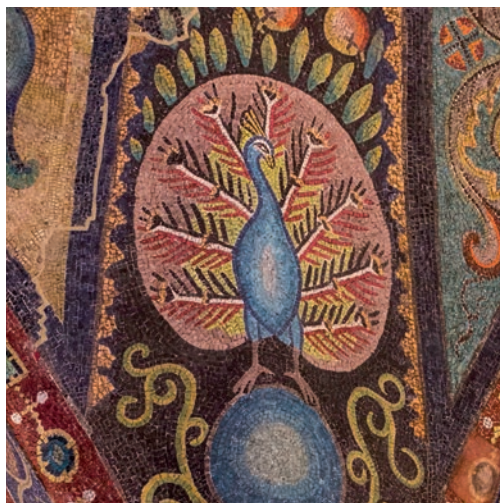
sie vom Schlafen ab, obwohl Pfauen nachts schlafen, wenn sie auch – *si, va bene* – gegen 4.30 Uhr morgens aufwachen. Tatsächlich sagt eine Frau, der Lärm der Pfauen habe sie krank gemacht und ihr eine ganze Reihe von Beschwerden beschert. Eine andere, die von einem Fernsehteam interviewt wurde, schrie wiederholt vor der Kamera «Basta! Basta! Basta!» und klang dabei genau wie ein männlicher Pfau auf Hochtouren.

Norman Mailer bezog die zerstörerische Wirkung des Gesangs bestimmter Vögel nicht so sehr auf Frauen, sondern auf Trinker wie ihn. Sein Krimi «Tough Guys Don't Dance», der in Provincetown, Massachusetts, spielt, beginnt damit, dass der Protagonist mit einem heftigen Kater aufwacht und sich nicht an die vergangene Nacht erinnern kann. Mailer schreibt: «Im Morgengrauen, wenn Ebbe auf den Sandbänken herrschte, erwachte ich zum Geplapper der Möwen. An einem schlechten Morgen hatte ich das Gefühl, als wäre ich gestorben und die Vögel würden sich an meinem Herzen laben.»

## Plappern und schreien

Der Protagonist steht auf und findet Blut auf dem Beifahrersitz seines Autos und dann, in der Höhle im Wald, wo er sein Marihuana aufbewahrt, den abgetrennten Kopf einer Frau. Ich weiss auch, wie schlimm Möwen sein können, denn ich nehme auch mal einen Drink und muss manchmal im Zentrum von Rom übernachten, wo es eine grosse ansässige Kolonie gibt, die nie ans Meer geht. Mailer hatte recht, was den Schaden angeht, den Möwen der Seele eines Betrunkenen zufügen, aber unrecht, was ihre Laute betrifft. Ja, sie plappern, aber sie schreien auch. Und ihr Geschrei ist unerbittlich, während der Schrei des Pfau kurz und sporadisch ist, obwohl man sagen muss, dass er in der *stagione degli amori*, also der momentanen Jahreszeit, deutlich häufiger zu hören ist.

Was jedoch in diesem ganzen Geschwätz niemand auch nur ansatzweise erwähnt, ist die entscheidende Bedeutung des Pfau für Ravenna – und für uns alle. Die Stadt, letzte Hauptstadt des Weströmischen Reiches, ist voller byzantinischer Mosaiken aus dem 5. und 6. Jahrhundert, in



Symbol der Unsterblichkeit:  
Mosaik in der Kathedrale von Ravenna.



«Basta!» Pfauen in Punta Marina.

denen der Pfau eine herausragende Rolle spielt. Die Griechen und Römer verbanden ihn mit der Göttin Hera (Juno), deren Wagen angeblich von einem Pfau gezogen wurde. Die frühen Christen betrachteten die strahlend blaue Brust des Männchens und die fabelhaften Farben seiner Schwanzfedern mit ihren kreisförmigen Mustern, die wie Augen aussehen, als Symbol für Unsterblichkeit und Auferstehung.

Kein Geringerer als der heilige Augustinus von Hippo bemerkte in seinen Schriften zu Beginn des 5. Jahrhunderts, dass ein Stück gekochtes Pfauenfleisch, das er genauer beobachten wollte, nicht wie anderes Fleisch und Geflügel verfaulte. Er interpretierte dies als Zeichen der Unvergänglichkeit und somit als Beweis dafür, dass Gott das Fleisch auferstandener Körper für die Ewigkeit bewahren kann und dass Menschen daher mit Leib und Seele in den Himmel (oder in die Hölle) gelangen.

In «De civitate Dei», verfasst kurz nach der katastrophalen Plünderung Roms durch die Westgoten im Jahr 410 n. Chr., schrieb er: «Denn wer ausser Gott, dem Schöpfer aller Dinge, gab dem Fleisch des toten Pfaus die Kraft, nicht zu verfaulen?» Als Fra Angelico sein Gemälde «Die Bekehrung des heiligen Augustinus» (1430–1435) malte, fügte er ganz auffällig einen Pfau hinzu.

Doch ebenso faszinierend finde ich die Art und Weise, wie Italiens grösster Filmregisseur, Federico Fellini, den Pfau in seinem Oscar-prämierten Meisterwerk «Amarcord» (1973) einsetzt – was im lokalen Dialekt «Ich erinnere mich» bedeutet. Der Film spielt in seiner Hei-

matstadt Rimini, direkt an der Küste unterhalb von Ravenna, in den Tagen von Mussolinis faschistischem Regime und besteht aus einer Reihe halbrealer und surrealer Episoden, die die vier Jahreszeiten widerspiegeln.

Auf einer mit dickem Schnee bedeckten Piazza liefern sich Teenager eine Schneeballschlacht, als das Objekt all ihrer sexuellen Fantasien, die Friseurin mit dem Spitznamen Gradisca (so viel wie: «Möchtest du etwas?»), in einem enganliegenden weissen Kleid und einem scharlachroten Schal aus ihrem Salon tritt und mit Schneebällen beworfen wird. Doch dann fliegt wie aus dem Nichts ein männlicher Pfau kreischend auf die Piazza, lässt sich auf dem gefrorenen Brunnen inmitten der Eiszapfen nieder und entfaltet seine prächtigen Schwanzfedern. Alle bleiben stehen, starren ihn an und sind wie verzaubert. Diese Szene wird gemeinhin als Ausdruck von Fellinis Ansicht gedeutet, dass Schönheit, obwohl flüchtig und zufällig, ein unwiderstehliches Staunen hervorruft, das alles andere übersteigt, wie trostlos es auch sein mag.

### Besser als Wölfe und Nudisten

Als ich am Wochenende Punta Marina besuchte, musste ich mich wirklich anstrengen, um einen Pfau zu finden; die meisten Leute, mit denen ich sprach, störten sich nicht sonderlich an ihnen. Am eloquentesten war ein Albaner namens Hardy, benannt nach Oliver Hardy, der erzählte, er habe miterlebt, wie seine Nachbarn, ein Ehepaar, einen Pfau auf der Strasse mit Besenstielen zu Tode geprügelt hätten. Die Polizei sei ge-

rufen worden, sagte er, und das Paar stehe nun vor Gericht.

Ich war Hardy vor der Piadineria am Meer im Stadtzentrum neben der ehemaligen Militärbasis begegnet, die der ursprüngliche Standort der Pfauenkolonie war. Zufällig sassen vier Pfauen – Männchen, wie ich mich erinnere – auf den Edelstahlrohrsteinen über uns. Wenn man also wirklich die Realität verzerren wollte, könnte man natürlich sagen, dass die Silhouette solch grosser Vögel, die auf diese Weise dort sassen, beängstigend war.

Aber ich ziehe diese Pfauen jederzeit dem Wolfsrudel vor, das in unserem Pinienwald am Lido di Dante lebt – oder den Nudisten, die den besten Teil unseres Strandes kolonisiert haben. «Meiner Ansicht nach sind diejenigen, die die Pfauen nicht mögen, in ihrem Leben oder mit sich selbst unzufrieden», sagte Hardy.

Der grosse englische konservative Philosoph Sir Roger Scruton schrieb ausführlich über die entscheidende Bedeutung der Schönheit für unser Leben und darüber, wie sie in der modernen Welt durch den Kult der Hässlichkeit in der Kunst und den Kult der Nützlichkeit im Alltag bedrängt wird. Wie Kant glaubte Scruton, dass die Erfahrung von Schönheit uns mit dem ultimativen Geheimnis des Seins verbindet und dass wir ohne Schönheit dazu verdammt sind, in einer geistigen Wüste zu leben. «Durch die Schönheit werden wir in die Gegenwart des Heiligen geführt», schrieb Scruton.

Deshalb müssen die Pfauen von Punta Marina bleiben.

## Film

# Allein, es fehlt die Magie

Wolfram Knorr

Disclosure Day (USA 2026) von Steven Spielberg. Mit Josh O'Connor, Emily Blunt, Colin Firth, Colman Domingo

Alle Achtung, er ist immer noch gut drauf – wenn es klaustrophobisch wird, so richtig wortwörtlich eng: Wenn Danny Kellner (Josh O'Connor) und Margaret Fairchild (Emily Blunt), vor einer Bahnschranke wartend, um einen wuchtigen Güterzug vorbeirasen zu lassen, plötzlich von einem Auto nicht nur brutal gerammt, sondern auch durch die Schranke auf die ratternden Waggonen zu geschoben werden – bis Fairchilds und Kellners Auto von einem Waggon erfasst, auf das Gegengleis gedrückt und mitgezerrt wird. Die Frontscheibe bricht, Danny windet sich aus der Blechbüchse, zieht Margaret hinter sich her, und schon heult aus der Ferne ein martialischer Gegenzug heran.

Ja, das beherrscht er aus dem Effeff, der 79-jährige Steven Spielberg. Man spürt den juvenilen Übermut, den er bei der Inszenierung dieses fulminanten Action-Orkans hatte, nur bleibt sie die einzige das Adrenalin hochjagende Szene in diesem Film. Spielberg knüpft zwar an seine Gipfelstürme «Close Encounters of the Third Kind» (1977) und «E. T.» (1982) an; allein, es mangelt «Disclosure Day» an jener Magie, an dem Herz-Schmerz-Kurzschluss, den jene Dramen so aussergewöhnlich machten.

Mit «Disclosure Day» blickt Spielberg hinter die Kulissen jener Verschwörungssaga, die die Auseinandersetzung mit den Ufos und Aliens einst ausgelöst hatte. Das Zeug zu einer Magie der besonderen Art wäre durchaus vorhanden,

aber was Spielberg daraus machte, bleibt leider nur eine Hatz zwischen zwei gesellschaftspolitischen und moralischen Grundhaltungen: Soll die Öffentlichkeit über alles informiert sein, oder ist es nicht besser, sie vor bestimmten Wahrheiten zu schützen? Zum Beispiel vor der Existenz Ausserirdischer. Wie verändert das unser christliches Weltbild? Ist der Mensch dann nicht mehr das höchste Gut? Noah Scanlon (Colin Firth) möchte mit allen Mitteln verhindern, dass die Wahrheit über die Existenz ausserirdischen Lebens an die Öffentlichkeit kommt. Nur Chaos wäre die Folge. Seine Gegenspieler sind Hugo Wakefield (Colman Domingo) und Daniel Kellner, ein Cyber-Security-Experte, die meinen, die Welt müsse es wissen.

Danny besitzt Dutzende von Dokumenten, die belegen, wie respekt- und rücksichtslos an den Aliens herumgedoktert wurde, um deren Wesen zu ergründen. Es gibt nur uns: Das ist der wahre Grund, warum Scanlon alles unter dem Deckel halten will. Und so wirkt er auch mit seiner Mähne, als Mischung aus Moses und Mephisto. Er bewegt sich nahe am Kreationismus, jener Glaubensrichtung, die die Schöpfung als fertiges, von Gott geplantes Werk betrachtet.

### Längst durchdekliniert

Spielberg warf man schon bei «Close Encounters of the Third Kind» vor, er betreibe religiösen Symbolismus für den Glauben an das Ausser- und Überirdische. War es damals der kosmische Landeplatz, der biblische Assoziationen weckte, mit dem Raumschiff als riesiger Kathedrale, der die durchscheinenden Wesen entstiegen, so ist es diesmal weniger gleissend und kaum emotional packend.

Es ist schon fast enttäuschend, dass nach über fünfzig Jahren Spielberg und seinen Designern kein neuer Alientypus eingefallen ist. Noch immer haben sie Wasserköpfe, Spindelbeine und mandelförmige Bambi-Augen. In Roswell, dem

Nevada-Kaff in der Nähe von Area 51, liegen sie seit Ewigkeiten genau so in den Souvenirläden. Popkulturell ist dieser Alientyp längst durchdekliniert.

Im alten Pseudo-Dokfilm «Area 51», den Netflix wieder aufschaltete (in der Hoffnung, dank «Disclosure Day» am Aufglimmen des Alienwahnsinns zu partizipieren), ähneln die Aliens Fasnachtskostümen. So betrachtet, wirken sie im aktuellen Spielberg-Film eher un-

### Noch immer haben die Aliens Wasserköpfe, Spindelbeine und mandelförmige Bambi-Augen.

freiwillig komisch. Dafür brilliert Emily Blunt als Wetterfee eines Kansas-City-Senders, die sich als Alienmedium entpuppt. Sie lässt ihren Boyfriend Bauklötze staunen, als sie plötzlich in fremden Zungen spricht und mit Danny zwischen die Fronten gerät, beseelt davon, die Verschwörungsmaschine abzustellen und der Welt die Wahrheit über die Ereignisse in den 1960er und 1970er Jahren mitzuteilen. Sogar Nixon, der die Experimente mit den Aliens gutheisst, ist schattenhaft in Dannys Dokumenten sichtbar.

Steven Spielberg hatte schon immer ein Gespür für den Zeitgeist. Angesichts des aktuellen Hangs zum Irrationalismus dürfte «Disclosure Day» auf fruchtbaren Boden fallen.

## Klassik

# Der neue Intendant des Lucerne Festival

Manuel Brug

Giuseppe Tomasi di Lampedusa lässt in seinem Roman «Il Gattopardo» den Fürsten Don Fabrizio Corbera einen berühmten Satz sagen: «Wenn wir wollen, dass alles bleibt, wie es ist, dann ist nötig, dass alles sich verändert.» Man könnte meinen, er müsste nach 26 Jahren Intendanz von Michael Haefliger als Intendant des Lucerne Festival auch Anwendung finden. Doch Haefligers deutscher Nachfolger Sebastian Nordmann – erprobt bei den Festspielen Mecklenburg-Vorpommern und beim Konzerthaus Berlin – weiss natürlich: Ein Geschenk wie das KKL direkt am See, den ikonischen Konzertbau von Jean Nouvel mit der perfekten Akustik von Russell Johnson, bekommt man nicht noch einmal. Genauso wenig wird er noch einmal dieses bedeutendste Orchesterfestival weltweit entscheidend erweitern können – so, wie Haefliger es tat, als er von Claudio Abbado ein Festival Orchestra aufbauen liess.

Also wird in diesem Sommer ab dem 13. August doch sehr viel beim Alten bleiben. Die Veränderungen finden sich eher in den Details, ob-



In fremden Zungen sprechen: Emily Blunt und Wyatt Russell.

wohl Nordmann einige Weichen neu gestellt hat. «Ich möchte die Stadt noch mehr einbinden, die Konzerte öffnen, etwa mit dem kostenlosen Pre-Opening am Vortag der Eröffnung, das im KKL und draussen stattfindet», erläutert Nordmann seine ersten Pläne. «Aber es wird auch eine Fankurve für die Lucerne-Festival-Orchestra-Konzerte eingerichtet. Das sind etwa 160 vergünstigte Abo-Plätze auf der Orgelempore. Und sogar einen Fanschal wird es geben.»

### Positive erste Bilanz

Nach dem Tod von Wolfgang Rihm wurde nun der Komponist, Dirigent, Klarinettenist und Pädagoge Jörg Widmann zum Leiter der Lucerne Festival Academy ernannt – ehemaliger Rihm-Schüler und schon lange diesen Festspielen verbunden. Am ersten Festivalwochenende wird er auch mit «Tutuguri», Rihms gewaltigem Schlagwerk-Poem, präsent sein.

Mit dem Motto ist Nordmann nach den allgemeiner gefassten Begriffen Haefligers wieder zu Konkreterem zurückgekehrt: «American Dreams» wird es dieses Jahr heissen, nicht politisch eingengt, doch mit der Dichterin Amanda Gorman wird durchaus eine Richtung vorgegeben, die freilich musikalisch nicht auf die USA beschränkt bleibt. Was schon deshalb nicht ginge, weil die amerikanischen Orchester aus Kostengründen weniger reisen können. In Luzern werden «nur» das Orchester der Metropolitan Opera sowie das Pittsburgh Symphony erwartet, sehr gute Klangkörper, aber eben keine der altherwürdigen Big Five.

«Jede Musik war einmal neu, es soll beim Lucerne Festival eine Offenheit und Flexibilität des Zuhörens geben. Das hat ja schon Michael Haefliger angestrebt, und das möchte ich gern fortsetzen», sagt Nordmann zu seinem Engagement fürs Zeitgenössische.

Anne-Sophie Mutter wird diesen Sommer am Vierwaldstättersee, wo sie einst unter Herbert von Karajan als Geigenwunder vorgestellt wurde, ihr Fünfzig-Jahre-Bühnenjubiläum begehen. Ein weiterer grossartiger Geiger, Augustin Hadelich, wird als *artiste étoile* mehrfach auftreten. Mit dem New Yorker Met-Chef Yannick Nézet-Séguin wird die Zusammenarbeit weiter vertieft. Ebenso will Nordmann regelmässig mit der jüngeren Pultgeneration wie Klaus Mäkelä, Gustavo Dudamel oder dem erst 26-jährigen Tarmo Peltokoski zusammenarbeiten.

Eine erste Nordmann-Bilanz kann man nach dem vorgeschalteten Minifestival «Pulse» tatsächlich schon ziehen – und die fällt uneingeschränkt positiv aus. Wo einst Mariss Jansons grosse Vokalwerke aufzuführen pflegte, dann Igor Levit seine Kammermusikfreunde einlud, folgte jetzt der angesagte, aber eben auch überaus kreative Pianist Víkingur Ólafsson. «Das ist ein Geschenk für mich», sagt der Isländer. «Ich fühle mich wie im Spielzeugland, weil ich wirklich über vorerst drei Jahre Stücke



*Auftakt gelungen:* Intendant Nordmann.

und Menschen zusammenbringen kann, wie es unter normalen Konzertbetriebsbedingungen nicht möglich wäre.» Zunächst war das eine Wiederaufnahme und synästhetische Weiterentwicklung seiner weltweit gefeierten Tournee mit Bachs Goldberg-Variationen. Die fanden jetzt – auf Anregung Nordmanns – als magisches Lichttonereignis in der nahen, vom Festival noch nie genutzten Piuskirche in Meggen in Partnerschaft mit dem Weltkunstbeleuchtungsmeister Ólafur Elíasson statt: ein achtsames, die Wahrnehmung erweiterndes Gesamtkunstwerk der besonderen Art.

Grossartig gelang auch das programmatische Zusammenspiel von Víkingur Ólafsson und dem von ihm hochgeschätzten Mahler Chamber Orchestra unter Thomas Adès. Zu hören waren Adès' eigenes «America – a Prophecy», Arvo Pärts

*«Jede Musik war einmal neu, es soll beim Lucerne Festival eine Offenheit und Flexibilität des Zuhörens geben.»*

klanggewaltiges «Credo», György Kurtágs schillerndes Raumklangwerk «... quasi una fantasia», Ravels swingendes Klavierkonzert und György Ligetis skurriles «Poème Symphonique». Wo sonst könnte man solches in einem Konzert erfahren? Anderntags fügte zunächst das Danish String Quartet unter dem Titel «Muss es sein?» neoklassischen Strawinsky mit Bachs und Beethovens letzten Orgel- und Streichquartett-Beiträgen zusammen. Dann folgte nachts, mit einer kleinen Zuschauerschar auf dem Podium und der Empore des katedralenartigen, würdevoll leeren KKL-Saals, das magisch-meditative Mysterium von Morton Feldmans zart repetitivem «Piano and String Quartet». Eine Séance – für Mithörer wie Interpreten.

Solche Erfahrungen kann man wirklich nur in der Ruhe und Gelassenheit eines Festivals machen. Sebastian Nordmann hatte seinen gelungenen Lucerne-Auftakt nach Mass. Der Konzertsommer kann kommen.

## Jazz Between Cool and Hot Peter Rüedi

Timo Vollbrecht (Ralph Alessi, Elias Stemeseder, Chris Tordini, Thomas Strønen): Bremen New York. Berthold Records

Die CD trägt den Titel «Bremen New York» und ist, aufgenommen im Sendesaal Bremen, als eine Art transatlantische Kooperation denn doch so ausgefallen auch wieder nicht. Von den Musikern im Quintett des deutschen Saxophonisten Timo Vollbrecht sind zwei Amerikaner mit starkem Bezug zu New York, der Trompeter Ralph Alessi und der Bassist Chris Tordini, und Vollbrecht selbst ist nicht nur deshalb ein «Weltmusiker», weil er unentwegt im Auftrag des Goethe-Instituts querweltein auf Tournee ist, sondern, weil in seiner künstlerischen Formation seine amerikanischen Lehrer Joe Lovano und vor allem Mark Turner wichtig waren; beide übrigens, wie auch Ralph Alessi (inzwischen Lehrer in Bern) von Bedeutung im Katalog von Manfred Eichers Label ECM, über welchen Vollbrecht an der New York University promovierte («ECM Records. Der Produzent als «Autor»»). Weiter sind an «Bremen New York» der österreichische Pianist Elias Stemeseder beteiligt und der norwegische Drummer Thomas Strønen (ein ECM-Künstler auch er).

Bei aller Sorgfalt, mit der Vollbrecht, sein Quintett und sein Produktionsteam diese Bremer Aufnahmen ins Werk setzten, wäre es verfehlt, ihnen vorzuwerfen, sie wollten den ECM-Sound kopieren, der tatsächlich ein Kunstwerk für sich ist. Vollbrecht und seine Band knüpfen mit ihrem cool melodischen, von den Bläsern mal polyphon, mal synchron geführten Klassizismus – den sie nur gelegentlich wild ausflattern lassen oder fast zum Verschweigen bringen – an einen frühen Trio-Titel «Gerry Getz Chet» an, also an den Cool Jazz von Gerry Mulligan, Stan Getz und Chet Baker. Anders gesagt: ans Klangideal von Mark Turner, hat der doch den Cool Jazz fortgeschrieben wie keiner, freilich auch er unter Wahrung seiner Eigenständigkeit. Der Jazz, wie die Kunst überhaupt, ist ein Zirkelspiel. Sie sucht immer wieder alte Plätze als Motive auf, aber immer so haarscharf daneben, dass ein Fort-Schritt, ein eigenes Neues aus dem Alten wachsen kann.

Bei Ralph Alessi, um den solistisch Markantesten aus Vollbrechts Truppe zu nehmen, ist es der jähe und Spannung schaffende Wechsel der dynamischen Attacca und der Höhenlagen – gelegentlich fühlen wir uns an einen Touch Don Cherry erinnert. Eine Spur in der Tonbehandlung, keineswegs ein epigonales Nachhinken. Die Mischung macht's.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Ich gab euch meine besten Jahre

Mark van Huisseling

Vor 24 Jahren erschien die *Weltwoche* erstmals als Zeitschrift und nicht länger als Zeitung. Mit dem Relaunch wurde ich befördert, in der ersten Ausgabe meiner neuen Kolumne gab ich die Befragung von Vivienne Westwood, einer inzwischen verstorbenen britischen Modedesignerin, wieder (Überschrift: «Strickjäckchen sind schön»). In der Folge habe ich wöchentlich eine Kolumne veröffentlicht – auf «Kaufzwang» folgten «MvH», «MvH trifft» und «Wunderbare Welt» –, so sind bisher tausend Texte zusammengekommen (während knapp vier Jahren war ich kolumnenlos).

Oder um es frei nach Kevin Johnson zu sagen: «Kolumnen, ich gab euch meine besten Jahre.» Der heute 83-jährige australische Sänger und Songwriter schrieb Mitte der 1970er

*Eine Kolumne ist ein regelmässiger journalistischer Meinungsbeitrag.*

Jahre das Lied «Rock'n'Roll (I Gave You the Best Years of My Life)». Er erzählt darin, mit leiser Wehmut, dass die Musik beziehungsweise das Business gut zu ihm waren, obwohl er kein grosser Star wurde.

Eine Kolumne, wörtlich «Säule», ist ein regelmässiger journalistischer Meinungsbeitrag, «die sich durch eine subjektive, oft pointierte Perspektive auf ein aktuelles oder allgemeines Thema auszeichnet», antwortet die KI, die mich vorläufig nicht ersetzen wird, hoffe ich. Da ich (in gelungenen Fällen) Humor und/oder Meinung liefere, zwei Felder, auf denen künstliche Intelligenz dem

Menschen hinterherhinkt, noch hinterherhinkt jedenfalls. Der langjährige *Weltwoche*-Chefredaktor und -Kolumnist Jürg Ramspeck (Oskar Nebel) sagte, eine Kolumne zu schreiben, sei sehr leicht, man brauche dafür jeweils nur eine Idee. Das stimmt. Und macht es sehr schwer, falls man keine hat, wenn die Deadline – in meinem Fall acht Tage vor dem Erscheinen – näherrückt.

Wird aus einem Journalisten ein Kolumnist, ist das zuerst mal ein Aufstieg. Er darf dann frei wählen, worüber er schreiben möchte, die Ich- statt der Wir-Form (oder «die *Weltwoche*») verwenden. Und oft werden die Beiträge mit einem Foto oder, noch schmeichelnder, einer Illustration des Autors gebracht. Das war die gute Nachricht. Die andere: Jung-beziehungsweise Frischkolumnisten, besonders solche mit Festanstellung, verwenden von nun an häufig viel Zeit für ihre Kolumne, gewöhnliche Artikel, fussend auf Recherchen et cetera, scheinen ihnen dagegen weniger wichtig, zweitklassig. Weshalb man manchmal hofft, ja sich einsetzt dafür, dass dieser oder jener Kollege eine Kolumne bekommt – diese kann ihn als Mitbewerber im Rennen um die Ressortleitung oder Chefredaktion bremsen.

Nutzerumfragen, Copy-Tests genannt, verraten: Verhältnismässig wenige Leute lesen Kolumnen, über alles besehen nur zirka 10 Prozent (während stark nachgefragte «gewöhnliche» Artikel die drei- bis fünffache Beachtung erreichen). Dafür sind Kolumnenleser oft Superfans (oder Superkritiker), sie stürzen sich als Erstes und mit Genuss auf die Säule ihres meistgemochten/-abgelehnten Autors. Plus wichtig ebenfalls fürs Schreiberego – andere Medien berichten über Kolumnisten und/oder ihre Inhalte, der messenger wird also zur message.

Weshalb mit der Zeit recht viele Leute wissen, dass, sagen wir, Kurt W. Zimmermann, Markus Somm und Gülsha Adilji eine Kolumne haben. Worüber sie darin berichten? Tja, das ist eine andere Geschichte. Und sie führt zurück zum hier Schreibenden, Pardon, zu MvH, man ist Kolumnist schliesslich. «Herr van Huisseling, ich bin ein Fan Ihrer Texte», höre ich gelegentlich von mir Unbekannten. Diese neun Worte sind das Labsal, nachdem die Seele des Kolumnisten schreit wie der Hirsch nach frischem Wasser. Doch frage ich unvorsichtigerweise zurück: «Oh, wie nett,

welcher hat Ihnen denn jüngst besonders gut gefallen?», sitze ich meist wieder auf dem Trockenen.

Retour zum Anfang dieser Spalte oder tausend Texte zurück. War Kolumnist die richtige Entscheidung beziehungsweise Berufswahl? Schwer zu sagen, denn ich weiss nicht, ob sonst eine andere, vielleicht steilere Karriere stattgefunden hätte. Was ich aber sagen darf: «Kolumnen, ich gab euch meine besten Jahre. Und ihr wart gut zu mir, drum hab ich euch (fast) alle noch immer lieb.» Zudem hab ich, hoffentlich, noch ein paar prima Jahre vor und Kolumnen in mir.



## UNTEN DURCH

### Vom Grill

Linus Reichlin

Man sagt immer, dass Männer gerne grillen. Aber dass sie oft grillen, bedeutet nicht, dass sie es gerne tun. Hat man schon jemals einen Mann gesehen, der ganz allein im Garten nur für sich gegrillt hat? Nein, man grillt immer sozial: Familie, Nachbarn, Gartenfest – das ist das Problem. Die Lösung: Wenn ich bei einem Gartenfest grille, bin ich total beschäftigt. Ich muss die Holzkohle schleppen, die Glut in Gang halten, die Gartentemperaturen kontrollieren. Die anderen nehmen es mir nicht übel, dass ich mich am allgemeinen Geplapper nicht beteilige, sie sehen ja: Ich opfere mich auf für sie. Ab und zu stellt sich zwar ein anderer Mann mit einer Bierflasche neben mich und quatscht mich voll, aber es reicht, wenn ich «jaja» oder «soso» sage, mehr erwartet man von einem Grillenden gar nicht. Es ist ganz einfach: Wer bei einem Gartenfest den ganzen Abend lang mit möglichst vielen Leuten reden will, der grillt nicht! Wer an dem Fest mit den Nachbarsfrauen schä-

kern will, der überlässt die Zange einem anderen. Es grillt derjenige, der bei solchen Anlässen nie recht weiss, worüber er reden soll. Und es grillt der Vater, der an einem Samstagabend im Sommer mit der Familie zusammen sein, aber nicht allzu viel mit den Kindern unternehmen möchte. Man möchte als Vater Anwesenheit demonstrieren und dass man die Familie mit Würsten ernähren kann, möchte aber gleichzeitig möglichst für sich sein. Deshalb hat man sich den neuen Rauchfix FR5000-H2 gekauft, einen Hightech-Grill, der vom Griller ständige Aufmerksamkeit erfordert. Man kann nicht einfach zwischendurch mal mit den Kindern Pingpong spielen, sonst heisst es: «Houston, we have a problem.»

Ein Mann mit Hightech-Grill ist ein Astronaut. Hoch über der Erde schwebt er wundervoll einsam ins dunkle Nichts des nach T-Bone-Steak riechenden Universums. Es ist pures Glücksgefühl. Gleichzeitig ist man auf einer Mission. Das kulinarische Schicksal der Menschheit hängt vom Grillenden ab, so etwas lieben Männer: nicht viel reden müssen und trotzdem sehr wichtig sein. Hinzu kommt, dass viele Männer auch gern in der Freizeit arbeiten. Sie rackern sich gern für andere sichtbar ab. Wischen sich mit der Grillschürze, die ihnen ihre Frau zu Weihnachten geschenkt hat, den Schweiß von der Stirn, mit einem lauten Grunzen. Und wenn jemand sagt: «Ueli, das muss ja hinter deinem Grill irrsinnig heiss sein bei der Affenhitze!», machen sie nur eine Handbewegung wie ein Indianer, der mit zwei Pfeilen im Rücken ein Bier trinkt. Apropos: Als Grillender kann man sehr viel trinken, ohne dass es auffällt. Man hat ja hinter dem Grill einen Outdoor-Kühlschrank voller Flaschen, und die Gäste drehen einem meistens den Rücken zu. Die meisten Grillmänner liegen am Schluss des

*Ich habe noch nie bei einem privaten Fest eine Frau hinter dem Grill gesehen, nicht mal bei den Obamas.*

Fests schnarchend im Geräteschuppen, während der Grill mit einem leisen Piepsen in den Selbstreinigungsmodus schaltet. Und wo ist die Frau? Ich habe noch nie bei einem privaten Fest eine Frau hinter dem Grill gesehen, nicht mal bei der Party der Obamas. Für Frauen ist der Grill ein Gefängnis, und zwar Einzelhaft!

An den Grill gefesselt, können sie bei einem Gartenfest nicht ihrer liebsten Beschäftigung nachgehen: emotional teilnehmen am Leben anderer. Wie soll man die Beziehungen anderer analysieren, wenn man dauernd aufpassen muss, dass eine dumme Bratwurst nicht schwarz wird? Grillen ist der Umgang mit totem Material: Kohle, Stahl, Fleisch, und zum Glück lieben Frauen das Lebendige, Gesprächigkeit, helles Lachen. Sie wollen nicht zwischen sich und den vielen interessanten Mitmenschen einen 200 Grad heissen Monstergrill haben, der einen auch noch unattraktiv macht: verschwitztes, aufgedunsenes Gesicht mit roten Wangen, verklebte Haare. Sind das jetzt Vorurteile? Kann sein, egal, Hauptsache, sie brennen nicht an.



## SEX Ich wähle dich Dania Schifftan

*Liebe Dania, immer wieder hört man, dass Küssen intimer sei als Geschlechtsverkehr. Woher rührt das?*  
V. F., Bauma

Dass Küssen für viele intimer ist als Geschlechtsverkehr, hat weniger mit «Technik» zu tun, sondern mit Nähe. Ein Kuss ist frontal, ungeschützt, sehr persönlich: Die Gesichter sind sichtbar, der Atem mischt sich, man kann sich kaum verstecken. Beim Sex kann man – paradox gesagt – manchmal eher in Rollen, Routinen oder «Performance» rutschen. Küssen dagegen ist oft unmittelbarer: Entweder man ist da, oder man ist nicht da. Und genau das fühlt sich für viele so intim an.

Dazu kommt: Küssen ist stark an Bindung gekoppelt. Über die Lippen, den Geruch, den Geschmack und die Mikrobewegungen werden

unglaublich viele Informationen ausgetauscht: Mag ich dich wirklich? Fühle ich mich sicher? Will ich näher kommen oder eher weg? Ein Kuss ist wie ein emotionaler Scanner. Viele Menschen spüren beim Küssen sehr schnell, ob etwas passt. Manchmal schneller als beim

*Will ich näher kommen oder eher weg? Ein Kuss ist wie ein emotionaler Scanner.*

Sex. Und weil es so direkt mit Begehren, Sympathie und «Stimmigkeit» verbunden ist, wird es als intimer erlebt.

Ein weiterer Punkt ist die Symbolik. Küssen ist in unserer Kultur eng mit Romantik, Zärtlichkeit und «ich wähle dich» verbunden. Sex kann – je nach Kontext – auch sportlich, neugierig, triebhaft oder funktional sein. Küssen ist oft das Gegenteil von funktional. Es hat keinen klaren Zweck ausser Verbindung. Deshalb kann es emotional mehr «bedeuten» als Penetration, die in manchen Beziehungen fast zu einer Routine wird.

Und dann gibt es noch das Thema Grenzen: Viele Menschen können Sex haben, ohne sich emotional wirklich einzulassen, aber beim Küssen fällt ihnen das schwerer. Genau deshalb gibt es auch Personen, die sagen: Sex ja, Küssen nein. Sie spüren, dass Küssen die Tür zur emotionalen Nähe aufmacht, die sie vielleicht gar nicht öffnen wollen. Küssen ist für sie nicht harmloser, sondern gefährlicher, weil es Bindung aktiviert.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an  
dania@weltwoche.ch



## Friede der Engel

Nr. 21 – «Friede sei mit euch»  
Matthias Matussek über Papst Leo XIV.

Die Friedenssehnsüchtigen werden selber zu Kriegern, wenn sie sich als die moralisch Überlegenen fühlen. Sie verwechseln sich mit den Friedfertigen aus der Reihe der acht Seligkeiten. «Der Friede sei mit euch» meint jenen Frieden, den die Engel bei der Geburt Jesu den Hirten mitteilten – den Menschen, die guten Willens sind. Nach der Auferstehung hat Jesus mit diesen Worten auch seine Jünger begrüsst. Jesus hat niemanden ausgegrenzt. Er hat selbst gegenüber den Pharisäern immer versucht, ihnen klarzumachen, dass sie Heuchler sind. Er hat eine einzige Haltung als aussichtslos verdammt, die definitive Ablehnung des Heiligen Geistes, des Geistes Gottes. *Albert Baumann, Liestal*

## Mogelpackung

Nr. 21 – «Wir stehen kurz davor, den zweiten Kalten Krieg zu gewinnen»  
Interview mit H. R. McMaster von Urs Gehrig

Die USA sehen sich als die Führer der freien Welt, was neben der geistig-kulturellen Freiheit gerade auch die wirtschaftliche Freiheit umfassen soll. Was aber, wenn die Amerikaner die iranischen Revolutionsgarden ausgeschaltet haben und die nun freien Iraner auf die Idee kommen, ihr Öl nicht nur an die USA, sondern auch an die Chinesen zu verkaufen, weil diese ihnen einen guten Preis dafür bieten? Wie Herr McMaster fordert, soll der Iran nicht mehr die Tankstelle der Chinesen sein. Was gilt die Wette, dass es dann, Nord Stream II lässt grüssen, mit der Freiheit der Iraner schnell vorbei wäre? Ist die «freie Welt», wie die USA

sie sich vorstellen, letzten Endes vielleicht eine Mogelpackung? Die Freiheit scheint immer dann zu Ende zu sein, sobald die USA auf den Plan treten. *Stefan Koch, Klosterneuburg (Ö)*

## Stühlerücken

Nr. 23 – «Hat Pfister bereits genug vom VBS?»  
David Biner über den Verteidigungsminister

Entscheidend ist, dass sich ab 2027 mehrere Achsen gleichzeitig verschieben dürften. Guy Parmelin wird kaum ewig bleiben, Ignazio Cassis ebenfalls nicht. Damit geht es nicht nur um Departemente, sondern auch um Parteien, Sprachregionen und föderale Balance. Eine plausible Rochade wäre: Albert Rösti ins Militärdepartement, Martin Pfister ins Wirtschaftsdepartement. Und falls die Mitte tatsächlich einen zweiten Sitz gewinnt, gehört Heidi Z'graggen zwingend auf die Shortlist – fürs Uvek ebenso wie fürs EJPD. Gleichzeitig darf die Romandie nicht unter die Räder kommen. Wer nur auf Pfister schaut, sieht einen Stuhl. Wer weiterdenkt, sieht bereits das ganze mögliche Stühlerücken in Bern.

*Roman Baltes, Gaienhofen (D)*

## Patriotischere Ausländer

Nr. 23 – «Heimattmüde Eliten»  
Editorial von Roger Köppel

Eine methodische Antwort auf die aktuelle Frage, ob Zuwanderung dem Wohlstand der Zielgesellschaft zu- oder abträglich sei, liegt in der Betrachtung einer in sich selbst rückgekoppelten Ursächlichkeit: Lässt man einen Migrationsstrom ungehindert laufen, den ein Wohlstandsgefälle antreibt, versiegt der Strom erst dann, wenn der Wohlstandsvor-

sprung der Zielregion zu klein wird, um noch als Migrationsanreiz zu wirken. Anders gesagt, unkontrollierte Zuwanderung hält an, bis sie den Wohlstandsverlust geschaffen hat, der sie beendet. *Friedrich Rentsch, Zürich*

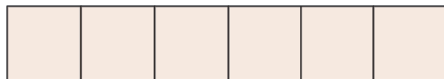
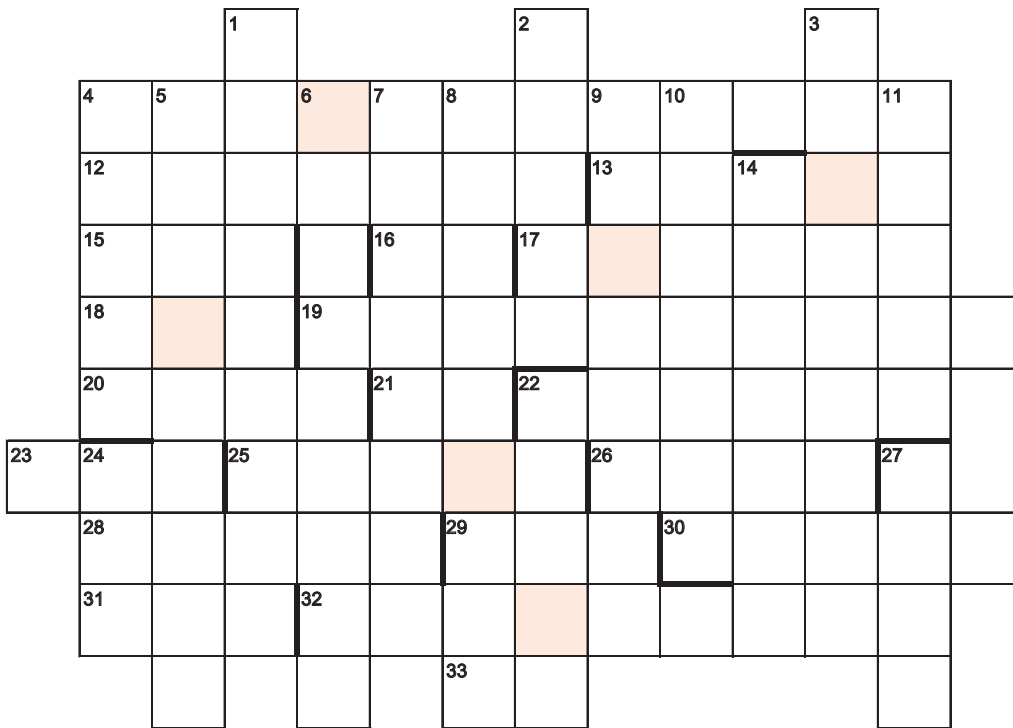
Die Zuwanderung bringt nicht die gewünschten Fachkräfte. Von den Zugewanderten arbeiten nur die Hälfte, die anderen fallen unseren Sozialwerken zur Last. Gemäss Statistiken kommen jährlich nur mickrige zirka 1500 Ärzte ins Land und etwa 3000 Personen in die Pflege, im Gastgewerbe haben wir selber Arbeitslose, man sucht dort nur günstige junge Leute. Es kommen auch die falschen Fachleute, viele nehmen Schweizern sogar die Arbeitsstelle weg, die Wohnungen sowieso. Diese Zuwanderung ist nutzlos, sie bringt nur noch mehr Fachkräftemangel bei Ärzten und Pflege, braucht mehr Wohnungen, Baufachleute, Buschauffeure, Anwälte und Beamte, bringt Mehrverkehr und Dichtestress. Lassen wir uns nicht Sand in die Augen streuen. *Franz Schmidiger, Flühli*

Laut einer kürzlich veröffentlichten Umfrage würde sich die Mehrheit der in der Schweiz lebenden Ausländer für die «Keine 10-Millionen-Schweiz!»-Volksinitiative entscheiden. Sind sie deshalb patriotischer als die wachstumsverwöhnten Einheimischen oder einfach ein wenig gescheiter? Sie wollen offenbar, dass die Gründe, die dazu führten, dass sie sich für die Schweiz entschieden haben, weiter existieren. Wer kann ihnen das verargen?

*Peter Schweizer, Neuhausen*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





**Lösungswort** — nicht für den Einsatz im Gebirge geeignetes, selbsttätiges Programm?

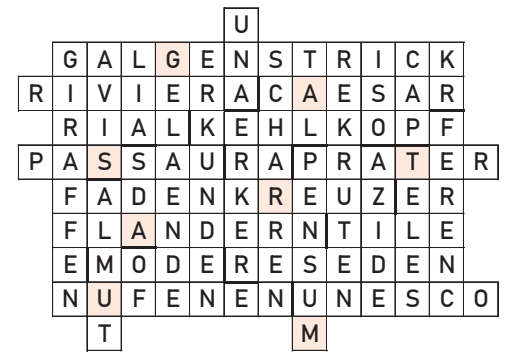
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 so sind lange Arme genauso wie wichtige Entscheidungen 12 «alle Jahre wieder»-lich 13 ist unter den Kavalleristen ein Leichtgewicht 15 Teil von Ortsnamen und Teil der Medienlandschaft z. B. in ...16... diesem Kanton 17 kleines Fotobuch? 18 fragten sich suchende Römer 19 das Gegenteil eines Tsunamis? 20 ist keine unerfahrene Lolita mehr 21 mit Eiermark zu ergänzendes Kürzel 22 Sägeschleiffräser 23 weiblicher Teil von 12 waagrecht 25 Cyborg in Roombatouchscreens 26 wo sich eine Perserkatze eigentlich gleich zuhause fühlen müsste 28 Italiener auf der Baustelle 29 diese fremde Farbe sieht von hinten wie ein deutscher Artikel aus 30 auch wenn man sich vieles gefallen lässt, dies sollte man sich nicht geben 31 wachsen darauf zu viele Bäume, ist er irgendwann so 32 worin Synchronschwimmen einem Tanz auf dem Vulkan gleichkommt 33 liegt mitten in mitten

**Senkrecht** — 1 so sind im Deutschen neun von zehn Ziffern und bei manchen Menschen auch neun von zehn Antworten 2 ist in Spanien weiblich, bei uns eher hölzern 3 einstige Teenager trugen gerne solche Hosen, und auch heutige ... ..legentlich mal Türen 4 simple, aber meist schwer zu beantwortende Frage 5 befreiend, für Mütter aber schmerzhaft 6 ruft ki-ki-ki und lässt sich aus kaltem Ruf kreieren 7 wer sie alle zieht, wirkt meist ungezogen 8 computergestützte Textkontrolle? 9 Kochsalz & Co. 10 was z. B. das Adam-Opel-Denkmal ist 11 setzt deutschen Soldaten zu und ist in England am rotieren 14 kein nasser Nager, sondern ein borstiger Wurm 22 dafür braucht es immer zwei 24 was man erhält, wenn man wen auf 'n Kopf stellt 27 Heimat von 14 senkrecht

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 970**



**Waagrecht** — 2 GALGENSTRICK 13 RIVIERA 14 CAESAR 15 RIAL (Währung i. arabischen Ländern, Felgenhersteller) 16 KEHLKOPF 19 PASSAU 21 RA (Radium) 22 PRAETER 25 FADENKREUZ 27 ERBE 28 FLANDERN 29 TILE (engl. f. Fliese) 30 MODE 32 RESEDEN 33 NUFENEN 34 UNESCO

**Senkrecht** — 1 SaUNAs (ital. f. eine) 2 GIRAF-FEN (Gi(=Keikogi) rafften) 3 AVIS (Autovermietungsunternehmen) 4 (A)LIAS 5 GELÄENDE 6 ERKUNDEN (Er-Kunden) 7 SCHARREN (Schar Ren(tiere)) 8 TAL 9 REKRUTEN 10 ISO (Internationale Organisation für Normung) 11 CAP (engl. f. Dächlikappe) 12 KRallen (Krypton) 17 ERKER 18 FERENC (ungar. Variante v. Franziskus) 20 SDA (Schweizerische Depe-schenagentur, Space Development Agency) 22 PENSUM (pen sum) 23 (N)AZIDE 24 TELES 26 ALMUT (AL-Mut) 31 OF (engl. f. von)

**Lösungswort** — **GASTRAUM**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# Rede und Gegenrede.

Jetzt neu!  
**E-PAPER**  
AUSGABE FÜR  
DEUTSCHLAND

[www.weltwoche.de](http://www.weltwoche.de)



Abonnieren Sie jetzt die Ausgabe für Deutschland und holen Sie sich hier die neue App:

